Lemberger und Sohn.

Lemberger und Sohn.

Eine Prager Judengeschichte

von

Alfred Meißner.

Berlin 1865.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalts-Verzeichniß.

Lemberger und Sohn.

Erstes Kapitel.

Führt den Leser in das Prager Lederhausgäßchen und macht ihn mit einigen Inwohnern desselben bekannt.

Ganz nahe dem Mittelpunkte Prag's, dicht hinter dem volksreichsten Platze, dem altstädter Ringe und der belebten Eisengasse, existirt wie im Versteck ein so desolater Häusercomplex, daß sein Anblick den Besucher an die ödesten und verwildertsten Quartiere einer herabgekommenen italienischen Stadt mahnt. Ist man durch einen engen und winklich verschobenen Thorweg der Eisengasse gegangen, der höchstens in einen Hofraum zu führen scheint, so befindet man sich in dem sogenannten Lederhausgäßchen; der Name

stammt aus der Zeit, wo unter Carl IV. die einzelnen Gewerkschaften in einzelne Gassen vertheilt waren. Tiefgeschwärzte, ungesund und baufällig aussehende Häuser von einer wahrhaft grotesken Difformität treten bald so nahe zusammen, als wollten sie jedem Sonnenstrahl, der hereinfallen möchte, den Zutritt wehren, bald weichen sie auseinander und bilden kleine Sackgassen von abstoßender Häßlichkeit. Aus den kellerähnlichen Gelassen und Spelunken im Erdgeschoß der Häuser blicken fremdartige, verwitterte Gesichter mit schwarzem Haar, brennenden Augen: hier handeln einzelne alte, unverfälschte Juden mit alten Büchern, altem Eisen, alten Möbeln, Trödel aller Art, und müssen durch lange Uebung die Fähigkeit erlangt haben, im Finstern zu sehen, denn sonst ließe es sich nicht begreifen, wie sie in Wohnungen, wo selbst in der Mittagsstunde ein Licht unentbehrlich scheint, ihr Contobuch führen können. Fast jede Thüre führt in einen Kramladen, doch ist auch ein Kaffeehaus da, welches den ganzen Tag leer und nur besucht ist,

wenn die ganze Stadt schläft: ein Ort, wo die Marktweiber bei Talgkerzenlicht frühstücken; daneben eine Kneipe, über deren Eingang ein Bierzeichen hängt, und wo auf die Vorhauswände ein Tüncherpinsel, das Auge zu erfreuen, einen Tannenwald gemalt hat, der wie eine Allee von Kehrbesen aussieht. Jedes Haus ist Jahrhunderte alt: das zeigen die ellendicken Mauern, die schmalen Aufgänge, die Wölbungen; nähme man den Mörtelanwurf hinweg, würde man gewiß allenthalben die Spur alter Spitzbogenfenster entdecken. Welch' bizarre Dächer! Dort — auf einem niedrigen Hause steigt aus bauchiger Kuppel ein hoher Schlot empor — hier hat vielleicht vor hundert und hundert Jahren ein chemischer Laborant, vielleicht ein Alchymist, mit Kessel und Feuer gewirthschaftet. Eine seltsame Gasse! Nur wer in ihr zu thun hat, tritt da ein und solche Oede unmittelbar neb enso viel Lärm, so viel Misère neben der Wohlhabenheit macht einen eigenthümlichen Eindruck. Noch im Sommer, wenn, zur Stunde, wo die Sonne senk-

recht auf's Pflaster brennt, die Hitze unerträglich, strömt hier aus den Häusern eine penetrante Kälte, welche zu solcher Zeit angenehm wäre, wenn nicht die Luft immer etwas gruftartig-dumpfiges hätte und mit den absonderlichsten Gerüchen geschwängert wäre. Ihren seltsamsten Charakter zeigt aber das Gäßlein bei Nacht; da sind die schweren, eisernen Gewölbthüren verschlossen, uralte Vorhängeschlösser hängen von den Eisenstangen herab, die vergitterten, mit Eisenstacheln geschützten Fenster in den Erdgeschossen starren den Besucher unheimlich wie Oeffnungen von Höhlen an. Das Mondlicht blickt über die hier hohen, dort niederen Dächer, tiefschwarze Schatten fallen da über eine Mauerwand, dort gerade über's Pflaster, eine solitäre Oellampe brennt im Hintergrund, ein Stück Kapharnaum beleuchtend. Wohl mag da die Phantasie, und vielleicht nicht mit Unrecht, in jedes Haus eine unheimliche Geschichte verlegen.

So ungefähr war das Lederhausgäßchen vor zehn Jahren, wo unsere Geschichte zu spielen beginnt,

so ist es noch heute. Anderswo wäre ein solches Proletarierquartier im Herzen der Stadt, dicht neben den elegantesten Plätzen eine Unmöglichkeit. Längst wären diese schwarzen, rissigen, seit Jahrhunderten nicht wieder getünchten Mauern unter der Haue zusammengebrochen und ein schmucker Bazar, mit Dielen von Marmor, die Mauern mit Stuck belegt, mit Glas gedeckt, von tausend Gasflammen beleuchtet, böte Abends dem promenirenden Publikum seine lachenden Waaren zur Schau. In Prag aber, der Wohnstätte eines melancholischen Stillstandes, durch Sprache, Sitte und Gewohnheiten isolirt, sich selbst in der Absperrung von der übrigen Welt gefallend, hält sich ein solches Quartier und wird, wenn die Zustände sich nicht ändern und so lange nicht ganz andere Impulse kommen, vielleicht noch ein halbes Jahrhundert lang dem aufräumenden und umbauenden Neuerungsgeiste Trotz bieten.

In einem der ältesten der Häuser dieser Gasse, dort, wo sie die Biegung gegen die Schwefelgasse zu

macht, wohnte vor zehn Jahren eine bunte Einwohnerschaft zusammen. Das Ladengewölbe und die erste Etage hatte der Handelsmann Abraham Lemberger mit seiner Frau und seinem einzigen Sohne inne. Ein Freund des Letzteren, Namens Thalheim, ein angehender Pianist, bewohnte als Aftermiether ein winziges Stübchen und hatte in einem Winkel desselben zur Uebung daheim ein altes Spinett stehen, denn ein zeitgemäßes Klavier war weder über die schmale, niedrige, halsbrecherisch steile Stiege, noch durch das Fenster hinaufzubringen gewesen. Im zweiten Stockwerke wohnte eine Beamtenwittwe mit ihrer Köchin, einem einfachen, aber schönen und freundlichen Mädchen; in der Dachstube hatte sich ein Kaminfegermeister mit mehreren Gesellen einquartiert.

Der Haupteinwohner, der alte Abraham Lemberger, handelte mit so vielen Sachen, daß es schwer gewesen wäre, einen Artikel zu nennen, den er nicht führte. Seine Keller und Magazine reichten geheimnißvoll weit, und waren mit allem Erdenkbaren ge=

füllt: er hatte das Nützlichste, wie das Ueberflüssigste. Wer sieht es ihm an? Da steht er an der Thür im alten, rothbraunen, schlafrockähnlichen Rock, der an den Ellbogen zerrissen ist, die Weste habituell schief geknöpft, die hageren Beine ohne Rücksicht auf Jahreszeit in dicken Winterhosen, auf dem Kopfe, unter dem alten Cylinderhut, eine schwarze, gewirkte Zipfelmütze, die bis tief in den Nacken gezogen. Sähe er nicht so unfreundlich und erbittert, ja menschenfeindlich drein, man wäre verlockt in die Tasche zu greifen und ihm einen Kreuzer zu schenken. Doch, lieber Leser, ist Abraham Lemberger aller Wahrscheinlichkeit nach reicher, als Du. In seinem Laden, auf den Tischen und hinter den Fenstern der Schränke siehst Du freilich nur alte Bestecke, alte Uhren, alte Teller und Schüsseln, alte Waffen, alte Glaswaaren; aber wecke etwas Vertrauen in ihm, bringe ihn dazu, daß er in seinen Kasten krame und er zeigt Dir Juwelen, Schmucksachen, Rococcogegenstände aus Gold, aus Stein und Elfenbein, Raritäten, theilweise vom

höchsten Werth. Alles redlich erworben, das ist keine Frage! Und so fanden dazumal alle Liebhaber von Antiquitäten ihren Weg in das Lederhausgäßchen und in Abraham Lemberger's Laden.

Abraham Lemberger stand jetzt eben in seinem siebenundsiebzigsten Jahre und war einer jener Menschen, von denen es ausgemacht ist, daß sie keinesfalls zur Lust und zum Vergnügen ihrer Mitmenschen da sind. Er war sehr orthodox, hielt den Sabbath auf das Genaueste und hätte um keinen Preis in einem Christenhause gegessen. Er gehörte zu jenen altgläubigen Juden, die einen Brief, der am Sabbath ankömmt, nicht öffnen, es für Sünde halten am Sabbath Geld bei sich zu tragen oder ein Licht anzuzünden u. s. w. Einmal, als er am Sabbath spazieren gegangen war, hatte er eine Brieftasche gefunden, aber er wagte nicht, sie aufzuheben. Er wartete, bis ein Knabe des Weges kam, rief ihn an und ließ sie sich reichen. Daß er Versuche gemacht hätte, die Person ausfindig zu machen, die die Brief-

tasche verloren, davon verlautet nichts: das stand nicht im Canon seiner Frömmigkeit. Er hatte sich vom Trödler zum reichen Mann emporgearbeitet, aber als solcher die Lebensweise seiner früheren Tage unverändert beibehalten: das Darben war ihm zur Gewohnheit geworden und wenige Groschen genügten, ihn für den Tag zu verköstigen. Sein Wochentagsanzug ist bereits geschildert worden; sein Feiertagsanzug, von jenem vorigen streng geschieden, war nicht minder grotesk. Sein steter Gefährte bleibt der Cylinderfilzhut, der auch im Zimmer, zumal beim Essen, den kahlen Scheitel bedeckt hält.*) Das Alter hatte seinen Rücken gekrümmt, sein Haar ausgerauft, sein Gesicht gefurcht, seine Stimme gebrochen, seine Augen mit rothen Ringen umzogen, zugleich aber

*) Orthodoxe Juden haben den Kopf immer bedeckt, zumal beim Essen und Beten. Denn es heißt: Herr, vergieb mir die Sünden, die ich unbedacht begangen. Aber unbedacht (bekalus harosch) könnte — im Hebräischen ähnlich wie im Deutschen — heißen: unbedeckten Kopfes begangen; man geht also am sichersten, wenn man auch auf diesen Wortlaut Rücksicht nimmt.

auch seine Rastlosigkeit vermehrt, sein Gemüth womöglich verhärtet, die Gier nach Besitz geschärft, seine Energie auf's Aeußerste gesteigert. Wenn er früher schon schwer zu lenken gewesen, so war er jetzt völlig unbeherrschbar, denn der Dünkel des Alters, alle Dinge besser zu wissen, wuchs mit jedem Jahre. Noch nie hatte ihn sein Weib oder sein Sohn, deren Verstand er als tief unter dem seinigen stehend verachtete, oder einer seiner Bekannten ihn auch in den geringfügigsten Dingen von einem Vorhaben abgebracht oder ihm etwas ausgeredet, was er sich in den Kopf gesetzt. Ein steter Ausdruck des Mißmuths und des Verdrusses lagerte auf der gefurchten Stirn und um den zahnlosen Mund; Jene, die in ihrem Urtheil über ihn nicht bestochen waren und ihn näher zu kennen behaupteten, meinten: er könne nur lachen, wenn ein fremdes Unglück da sei, oder wenn es ihm gelungen, Jemandem zu schaden.

Als Geschäftsmann war er unermüdlich, die Thätigkeit selbst, ein personificirtes Perpetuum mobile.

Man mochte bei ihm eintreten, wann man wollte, immer fand man ihn mit seinem Teufelskram beschäftigt, irgend etwas mit dem Lederfleck und verschiedenen Pulvern putzend und polirend, etwas leimend und reparirend. Dieses Repariren war seine Leidenschaft und er trieb diese Kunst mit Genialität. Es gab Dinge, welche alt waren und sobald sie durch seine Hand gegangen, neu geworden waren, und andere Dinge, welche neu waren und die, wenn er sich mit ihnen eine Zeitlang beschäftigt hatte, auch für Kenner ein paar Jahrhunderte zurückdatirten.

Wie hier gewandt in praktischer Handtierung, war er anderseits nicht minder genial in der Kunst des Kaufens und Verkaufens. Er besaß die große Gabe, Dinge, die ihm zum Kauf angeboten wurden, mit wenig Worten so tief zu discreditiren, daß es der Verkäufer wirklich halb als eine Gnade ansehen mußte, wenn Lemberger sie überhaupt nahm und sein bereits vollgepfropftes Waarenlager noch mit dem Trödel behelligte. Und wie secundirte dabei das Gesicht, das

augenblicklich den Ausdruck tiefster Verachtung annehmen konnte, seine lakonische Rede! War der Artikel ein gangbarer, so war der Markt mit ihm überschwemmt, war er ein seltener, so hatte er keinen Käufer. In beiden Fällen war er fast werthlos. Aber einmal in seinen Besitz gelangt, hatte das Ding, welches es auch sei, die trefflichsten Eigenschaften erhalten und den Gipfel möglichen Werthes erreicht.

So lebte Abraham Lemberger Tag um Tag und Jahr um Jahr und schien nicht zu altern. Ein paar Stunden Schlafs genügten ihm und wenn er eben nichts „im Geschäft" zu thun hatte, war er flugs auf Auctionen und „Ausverkäufen" thätig, oder auf geheimnißvollen Streifzügen, ja selbst auf Fußreisen nach irgend welchen kaufbaren Objekten begriffen, ohne daß er, heimgekehrt, besondere Müdigkeit zeigte.

Als Abraham Lemberger in letzter Zeit einen Handel mit alten Oelgemälden berühmter Meister angefangen, sagte sein Geschäftsfreund Weissenberg zu ihm: Sie, Lemberger, handeln mit Bildern?

Mein Gott, was verstehen Sie von Malerei? Da muß man ein Kenner sein, sonst kömmt man zu Schaden. Lemberger antwortete mit überlegener Miene: Sie reden, wie Sie's verstehen. Glauben Sie mir, lieber Weissenberg, die Sache ist viel leichter, als Sie sich denken. Die Namen der berühmten Männer kenne ich, die findet man in allen Büchern verzeichnet, übrigens verhält es sich mit den Bildern, wie mit allen andern Kunstsachen. Es liegt nur an Einem: man muß die Bilder zu kaufen wissen, als ob sie falsch wären und anzubringen wissen, wie wenn sie ächt wären; das ist das ganze Geheimniß!

Wie mochte den Alten bei diesem Handel seine bereits erwähnte, mimische Kunst unterstützen!

Sein Standpunkt mochte übrigens für den Kaufmann der richtige sein, denn nachdem er bei einigen Pseudokennern von Bildern — und wie viele giebt es deren — zwei Rembrandts und einen Sal-

vator Rosa angebracht, sagte er lachend zu seinem Sohne: „Es geht gut mit den Bildern. Ich hätte schon früher mehr geben sollen auf bemalte Leinwand. Leider finden sich unter den heutigen Malern so wenige, welche zu malen verstehen alte Bilder!“

Zu allen Eigenschaften, die den Vater schmückten und aus ihm beinahe das Ideal eines Handelsmanns machten, stellte David, der Sohn, der das sanfte Naturell seiner Mutter geerbt hatte, den directen Gegensatz dar. Es war die stereotype Klage des Vaters, daß er einen Sohn habe, der Alles eher, als ein Geschäftsmann sei. Und David war wirklich ebenso sanguinisch und leichtblütig, wie sein Vater cholerisch und ernst, ebenso offen und gesprächig, wie jener verschlossen und voll Hintergedanken, ebenso weich, gutherzig und harmlos, wie jener hart und verschlagen. Doch wir müssen schon daran gehen, auch die zweite Hauptperson unserer Erzählung mit ihren Eigenthümlichkeiten und Schwächen etwas ausführlicher und eingehender abzuschildern.

David Lemberger war ein sehr kleiner Mann. Er hatte in seinem dreizehnten Jahre zu wachsen aufgehört, und da noch dazu der Bart sich bei ihm nur höchst spärlich einstellte, so behielt er noch in seinem dreißigsten Jahre, wo seine Geschichte zu spielen anfängt, den Anschein eines Jünglings. Nicht viel anders war es mit seinem Gemüthe. Von seinen Freunden die poetische Seele genannt, war er ein Schwärmer für eine verschollene Literaturtrias: Matthison, Clauren und den thränenseligen Lafontaine. Nie fehlte er, wenn ein neues Stück gegeben wurde, oder wenn eine schauspielerische Notabilität auftrat, auf der Gallerie des Theaters, wo er dann durch die ästhetischen Apperçus, die er zum Besten gab, allen umsitzenden Köchinnen imponirte.

Wie dürftig die Gaben, mit denen ihn die Natur ausgestattet, und wie knapp das Budget, das ihm der geizige Alte ausgeworfen hatte — er schien für seinen Vater nur da zu sein, daß dieser einen Commis erspare — so reich war sein Geist an Erfindungen,

sein unbedeutendes Aeußere durch raffinirte Toilettenkünste in's schönste Licht zu stellen. Niemand verstand es wie er, durch zweckmäßige Anheftung einer kostbaren Busennadel von farbigem Glase die Augen des sanften Geschlechts auf sich zu ziehen, und durch eine Halstuchschleife von greller Farbe und genialem Wurf seine Persönlichkeit zu verjüngen. Während des Sommers deutete eine Nelke im Knopfloch auf stilles Liebesglück; war er aber an Sonn- oder Feiertagen auf einer Promenade, wo er gewiß war, weder seinem Vater, noch auch einem Geschäftsfreund in den Wurf zu kommen, der dem grämlichen Alten eine Mittheilung machen könne — da verwandelte er sich in gar seltsamer Weise: er erschien mit Sporen, trotzdem er im Leben nie ein Pferd bestiegen, und schwang graziös eine Reitgerte in der Rechten.

Im Gegensatz zu seinem Vater war David ein Freigeist, ein Aufgeklärter. Allerdings war sein Freisinn von harmlosester Art und beschränkte sich auf Aeußerlichkeiten. Er hätte es z. B. nie gewagt, am

langen Tage Speise über seine Lippen zu bringen oder sich nur den Mund auszuspülen, dagegen pflegte er zuweilen Samstags auf der Promenade eine Cigarre zu rauchen. In den Augen der Freunde und Bekannten seines Vaters war dies schon etwas sehr Bedenkliches und er holte sich so manchen Verweis.

„Gut Schabbes!" sagte ihm eines Tages der Handelsmann Weissenberg, als er ihn rauchend begegnete. „Sie sehen aus, wie das Modejournal."

„Ich freue mich, daß Ihnen meine neue Weste gefällt," erwiderte Lemberger; „aber warum sagen Sie gut Schabbes, heute ist ja Donnerstag!"

„Richtig, heute ist Donnerstag!" entgegnete Weissenberg, „aber ich hab' gemeint, es ist Schabbes, weil Sie die Cigarre im Munde haben . . ."

Nach dem Gesagten ist es fast von selbst verständlich, daß der kleine Lemberger sich für schön oder doch für äußerst interessant, für geistreich und einen Günstling der Frauen hielt. Er war in der That von dem Besitz fesselnder Eigenschaften im höchsten

Grade überzeugt. Seine Selbstzufriedenheit war unzerstörbar, nur ein Einziges konnte er der Mutter Natur nicht verzeihen, nämlich, daß sie bei der Austheilung ihrer Gaben mit der körperlichen Länge bei ihm so gegeizt. Er, der sich den meisten Menschen so überlegen fühlte und auf Alle herabsah, empfand jedesmal einen tiefsten Stich von Demüthigung, wenn er einen Menschen, der um einen Kopf höher war, vor sich hatte, mochte derselbe auch nur ein Fuhrmann sein. In der Regel waren die Männer seines Alters sämmtlich größer und er konnte leider nur dann den Genuß haben, über Seinesgleichen hinwegzusehen, wenn er beim Vorübergehen vor einem Schulhause in das Gewühl munterer Gymnasialschüler hineingerieth.

Das war sehr schmerzlich. Hohe Absätze, dicke Sohlen, eine vornehm emporgerichtete Haltung halfen wenig. Er wählte sich zuletzt zu seinem Umgang nur Bekannte, welche auch sehr kleiner Statur waren, um unter diesen auf der Straße wenigstens, wie er

glaubte, durch die Eleganz seiner schwächlichen Gestalt hervorzustechen.

So allein war seine Freundschaft und Anhänglichkeit an Richard Thalheim, den Pianisten, zu erklären: dieser war nämlich noch etwas kleiner, als er.

Daß er so klein, das war das Einzige, was David Lemberger, als einen Mangel, als seine Achillesferse empfand. Im Uebrigen schwelgte er — wenn er nicht eben vor seinem Vater stand, der es darauf abgesehen zu haben schien, ihn herabzudrücken und ihn seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen — in unendlichem Selbstgefühle seine Vorzüge und machte diese weniger begabten oder sehr bescheidenen Leuten gegenüber oft auf's Anmaßendste geltend.

Er war aber auch unter Freunden bei aller sonstigen Herzensgüte äußerst streitsüchtig und in solchen Fällen durch Gründe und Belege gar nicht zur Ruhe zu bringen oder vollends zum Eingeständniß seines Unrechts zu bewegen.

Da erkannte er keine Autorität irgend einer Art

an. Nur ein Mensch von colossalem Wuchs vermochte ihm Mäßigung aufzuerlegen; dieser konnte aber auch, sobald er in Hitze gerieth und einmal mit der Faust auf den Tisch geschlagen hatte, dem kleinen David Alles beweisen.

Besonders Jemand aus den unteren Ständen, von dessen geringem Bildungsgrad sich auf einer gewissen Höhe des Streites die Betheiligung seiner gewaltigen Knochen erwarten ließ, konnte sogar die absurdesten Behauptungen aufstellen, und David Lemberger saß, mit gelehriger Miene lauschend, wie Plato vor Sokrates da, wie sehr es auch in seinem Innern kochte.

So entwickelte sich in dem kleinen Manne langsam ein wahrer Haß gegen Alle, die besonders groß gewachsen waren. Solche Leute schienen ihm in die gegenwärtige Schöpfungsperiode gar nicht hineinzupassen, ebensowenig wie etwa Mammuths, Leviathans und Ichthyosauren.

„Physischen Muth habe ich nicht," sagte David

zu seinem kleinen Freunde, dem Pianisten. „Roher Muth steht im Verhältniß zur Körpergröße. Ich habe dafür mehr und Besseres. Ich habe Kühnheit des Geistes, Unerschrockenheit in allen Lagen des Lebens und des geschäftlichen Treibens. Mein Gott, was macht man in unserer Zeit mit Muth? Er ist unnütz, wenn man nicht Soldat ist. Die Gesetze der Civilisation haben ihn abgeschafft und vertreten ihn mit dem Schutze, den sie dem Schwächeren vor dem Gewaltigen angedeihen lassen. Es gehört mehr Muth dazu, ein Kapital in einer gewagten Spekulation einzusetzen, als eine Wirthsstube voll Metzger durchzudreschen. Uebrigens kommen Fälle der Rohheit kaum mehr vor, wenn man sich nicht selbst in Gefahr stürzt. Rohe Menschen — meist gemeinen Standes — haben eine gewisse Scheu vor der Macht der Bildung und lassen sich mit Gebildeten fast nie so weit ein. Ein Blick der Indignation hat über sie magnetische Gewalt und eine vornehm verächtliche Geberde vermag sie in der Regel in ihre Schranken zurückzuweisen."

Der kleine Pianist gab seinem Freunde vollkommen Recht, aber schon in den folgenden Tagen sollte sich der praktische Werth von Davids Deduktionen erweisen.

Zweites Kapitel.

In welchem sich ein Erwachsener vor einem Kaminfeger zu fürchten anfängt.

Es ist noch unaufgehellt und wird wohl ewig unaufgehellt bleiben, was die Fehde zwischen dem kleinen David Lemberger und dem Kaminfeger Wenzel Kuchinka herbeiführte, der in demselben Hause, doch hoch oben unter dem Dache wohnte. Sei 's, daß den Schwarzen die Auszeichnungen verdrossen, deren der kleine David die schöne Rosi, die Köchin im zweiten Stocke, würdigte, sei 's, daß er den Regenschirm nicht vergessen konnte, den er einst in David's Laden erstanden und dessen Rippen er für

Fischbein hielt, bis beim Ausgang mit diesem Luxusartikel ihn der erste Windstoß belehrte, daß sie nur schwarzgebeiztes Rohr — sei 's nun dies oder jenes, eine Fehde begann, die sich zuerst nur komisch anließ, in ihrem Verlauf jedoch den ganzen Seelenfrieden des kleinen David mitfortnehmen sollte.

Und auf diesem Punkte angelangt, darf der Erzähler ein in ihm aufsteigendes Bedenken nicht ganz unterdrücken. Ein Element des Interesses, das einst im Gedicht wie im Roman obenan stand, ist heutzutage ganz in den Hintergrund gedrängt. Es ist die Darstellung heroischer Kämpfe, athletenhafter Thaten, grandioser Prügel. Ritter, die voll Beulen, vom Pferde geworfen, auf dem Kampfplatz liegen, Recken, deren Klingen sich begegnen und Funken werfen, sind ein abgethaner Artikel. Selbst bei der Lectüre des göttlichen Ariost wird man es gewahr, wie sehr uns die Schilderung großartiger Zerbläuungen, heldenhaft ertragener Keile kalt läßt. Fast noch strenger verbannt aus dem Reich der Novelle ist das Element

der Magie und die Figur der Hexe. Kein Wunder, daß dem Erzähler bange wird und er sich ernstlich frägt, ob er auf die Aufmerksamkeit des Lesers wird rechnen dürfen, wenn er vor einer Reihe von Kapiteln steht, in welche Athleten erscheinen, Prügel ausgetheilt werden und noch dazu eine Hexe an der Schürzung und Lösung des Knotens theilnimmt? Aber der Erzähler tröstet sich damit, daß seine Ringkämpfer und Hexen nur Staffagefiguren sind, welche bald einem ernsteren Vorwurf weichen: dem des Conflikts zwischen Vater und Sohn.

Eines Abends im Juli — der Vater war, wie das oft geschah, seit mehreren Tagen abwesend — hatte der kleine David einen Geschäftsgang vor und war, um Toilette zu machen, in die erste Etage hinaufgegangen; denn er wollte seinen neuen Anzug für die beginnende Sommersaison anlegen und damit auf der Straße paradiren.

In einen Stutzer verwandelt lief er bald darauf wieder die Treppe hinab, als ihm ungefähr in der

Mitte derselben der Kaminfeger begegnete. Drei Wochen schon wohnte dieser im Hause, aber noch nie hatten ihn die Augen des schwarzen Mannes so finster angesehen. Obgleich die Treppe breit genug war, um eine Berührung unwahrscheinlich zu machen, die dem hellen Röcklein gefährlich werden konnte, wich der kleine David doch vorsichtig, bis an das Geländer, aus. —

Allein der Kaminfeger, ein breitschulteriger, baumstarker Bursche, wandte sich auf dieselbe Seite und der verblüffte Kleine war abermals gezwungen, rasch auszuweichen, um dem offenbar nicht zufälligen Zusammenstoße zu entgehen. Es war umsonst. Der Kaminfeger ließ ihn nicht passiren und Beide blieben endlich auf der andern Seite beinahe Leib an Leib an der Mauer stehen.

Der Kleine, welcher bereits alle Blicke tiefster Indignation vergebens geschleudert, um das schwarze Ungeheuer in die ihm geziemenden Schranken zurückzuweisen, sah denselben in Erwartung der

Dinge, die da kommen sollten, starr und unbeweg-
ich an.

Der Kaminfeger, die Zipfelmütze auf dem Kopfe, das Kratzeisen auf der linken Schulter, schwarz vom Ruß von dreißig Kaminen, schnitt eine grausige Grimasse und klopfte, ohne ein Wort zu verlieren, mit über der Brust gekreuzten Händen den Ruß von seinem Lederwamms sanft und gemächlich aus, worauf er ganz gleichmüthig seinen Weg nach aufwärts fortsetzte.

David's Hemd, Gilet und der neue Rock waren bestäubt, sogar in die Augen war der Ruß geflogen. Wehe dem Ruchlosen, wenn in diesem Augenblicke Jupiter mit dem Kleinen eine Verwandlung vorgenommen und diesen zwei Köpfe höher gemacht hätte! In seinem furchtbaren Zorn hätte er nicht allein den Kaminfeger, sondern wahrscheinlich wie Samson, das ganze Gebäude niedergerissen.

Zwei Tage später war der alte Lemberger an-

gekommen. Es war das Erste, daß der Sohn seinem Vater die erlittene Kränkung klagte.

„Was machst Du für Spektakel?" gab ihm der Greis zur Antwort. „Ich bin den Kaminfegern schon oft begegnet; mir hat keiner was gethan. Aber Deine Gewohnheit ist, den großen Herrn zu spielen. Du wirst dem Manne nicht rechtzeitig ausgewichen sein!"

„Aber bester Vater," hob David an, „ich versichere Dir —"

„Ja, Du versicherst mir vielerlei," erwiderte der Alte, „ich aber weiß, was ich weiß. Der Christ, hat er gleich keinen Gulden in der Tasche, ist stolz und eingebildet. Er verlangt, daß der Jude bescheiden sei. Und ist der Jude klug, so ist er bescheiden und denkt sich dabei sein Theil. Du warst aber nie klug und wirst es nie werden. Du stolzirst umher wie ein Baron. Das reizt, das verletzt. Es reizt mich selbst, wenn ich Dich sehe mit Deinen Cavaliermanieren! Aber" — er lachte höhnisch — „die hast

Du von Thalheim angenommen! Der ist auch" — er begann ihn zu carrikiren — „jeder Zoll ein Künstler! Bei Gott, er hält sich für einen Thalberg, weil er heißt Thal-heim! Ich wollte, der Rauchfangkehrer gäb' auch ihm eine Lection in der Bescheidenheit!"

Nichts konnte den Grimm des Kleinen so anfachen, als die Herzlosigkeit seines Vaters, die bis zur offenen Parteinahme für den rohen Gegner ging. Doch er konnte es von dem Alten gewohnt sein. Der gab Jedem Recht, der seinen Sohn angriff, wie zum Zeichen, daß er nicht der Einzige sei, der fortwährend etwas an ihm auszusetzen zu tadeln, zu bemängeln habe. David stürzte sprachlos hinaus.

Aber schon in den nächsten Tagen sollte er wieder mit dem schwarzen Ungeheuer zusammentreffen, als Beide eben die Treppe des ersten Stockwerks hinabgehen wollten.

„Hören Sie," redete der Kleine den Schwarzen energisch an, „ich ersuche Sie, sich künftighin besser in Acht zu nehmen, als neulich Abends. Wenn das

wieder vorkommen sollte, werde ich andere Maßregeln ergreifen."

„Welche Maßregeln, Jüdchen?" fragte der Kaminfeger, zwar humoristisch, aber scharf und rasch an den Kleinen herankommend.

David, im Gefühl, daß sein Feind die goldene Brücke, die er ihm bauen wollte, nicht zu benutzen willens sei, beschloß, sich einem so ungleichen Kampfe zu entziehen und eilte die Treppe hinab, wie wenn er den rohen Menschen einer ferneren Erwiderung nicht mehr würdigen wolle. Aber kaum war er einige Stufen weit hinabgekommen, als ihm der Pantoffel des Gegners nachgeflogen kam und fast am Genicke sitzen blieb. Die Rache der neuen Schmach verschiebend, schoß der Beleidigte, ohne sich umzusehen, in den Laden hinein, während ihm das diabolische Gelächter des schwarzen Unholds nachhallte.

Der Kleine war in schrecklicher Aufregung, aber er klagte sie seinem Vater nicht mehr. Was sollte

er aber thun? den Gesellen beim Meister verklagen oder ihn gerichtlich belangen?

„Angenommen," monologisirte er, „ich thue das Erstere mit voller Wirkung, so, daß der Kerl davongejagt wird, so kommt er, der ungereizt schon so wild ist, und schlägt mich im nächsten Augenblicke halbtodt. Thue ich das Zweite und verurtheilt ihn das Gericht zu achttägiger Gefängnißstrafe — das ist das Höchste, was sich annehmen läßt — acht Tage sind bald um und ich habe den Teufel erst recht auf dem Halse!"

Wie sehr er sich den Kopf stundenlang zerbrach, wie es möglich sei, sich an dem Unhold zu rächen oder ihn unschädlich zu machen, so schien Alles nur das Gegentheil der Absicht zu bewirken und beinahe nur Auswanderung vor der Wiederholung solcher Auftritte zu schützen.

In den nächsten Tagen fiel nichts vor. Kuchinka — das war der Name des Kaminfegers — begegnete ihm nicht, denn David war vorsichtig geworden und

hielt sich im Versteck, wenn der Feind Morgens ausging und Abends heimkam, aber sein Herz schlug jedesmal heftiger, wenn er die Pantoffel im Hausflur draußen schlürfen hörte und Zorn und Erbitterung kochten unaufhörlich in ihm, daß er vor einem solchen Unhold das Hasenpanier ergreifen mußte.

„Wenn ich um einen Kopf größer wäre, so beachtete er mich gar nicht," sagte er sich tausend Mal, von dem Fluch seiner winzigen Figur niedergebeugt.

Allmählig war es — Gott weiß wie — ruchbar geworden, daß David Lemberger sich vor dem Kaminfeger fürchte. Er erhielt davon manchen ihn tief demüthigenden Beweis. So hatte einer seiner Bekannten, ein junger Künstler, dem er beim Abschiede sein Album überreichte, ihm zum Andenken einen Schornsteinfeger hineingezeichnet, mit dem classischen Verse:

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Doch es kam noch schlimmer, auch Rosi trieb

ihren Scherz mit ihm. Eines Tages hatte er sie festgehalten, als sie, nach ihrer Art, singend und zierlich tänzelnd, die Stiege herunterging.

„Wie geht 's Lilith?" fragte er, ihre Hand ergreifend und sie an sich ziehend.

„Warum heißen Sie mich Lilith?" fragte das Mädchen, „wer war Lilith?"

„Lilith," erwiderte der Kleine, „war Adam's erste Frau, noch vor Eva, eine schöne Teufelin, die Gott von ihm wegnahm, weil er mit ihr nicht auskommen konnte. Sie lebt noch heute, und lachen kleine Kinder im Schlaf, so ist's, weil Lilith mit ihnen spielt. Sie ist schön, aber Allen verderblich, liebt den Tanz und hat kein Herz!"

„Ach, dummes Zeug," erwiderte Rosi, „den Tanz lieb' ich, Scherz und Possen treib' ich, aber ich bin nicht bös, meine es gut mit Jedermann. Auch mit Ihnen, Herr Lemberger."

„Besser wär's, Sie sagten: Sie sind mir gut," erwiderte David. „Doch nein, Sie sind bös, grau=

sam, das herzloseste Geschöpf, das ich mir denken kann."

„Und woraus schließen Sie das?" fragte die Schelmin lächelnd.

„Wie lange bitte ich schon um einen Kuß —" seufzte David sentimental.

„Um einen Kuß?" entgegnete Rosi mit einem verführerischen Lächeln, das die blendend weißen Zähne wie eine Reihe von Perlen zeigte. „Welches Mädchen wird sagen: nimm Dir einen? Man muß ihn zu rauben wissen."

„Rauben!" Das Wort war kaum von ihren Lippen, als der Kleine ihre Taille umschlungen hatte und sich bemühte, seine Lippen ihrem sich mehr und mehr abwendenden Gesicht zu nähern.

Eine Scene folgte, die jeden heimlichen Beobachter derselben hätte erheitern müssen. Der Kleine, auf den Fußspitzen stehend, machte gigantische Anstrengungen, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, das Mädchen, kräftig genug, um mit einer Hand-

bewegung sich frei zu machen, that nur, als ob sie sich wehre. Schon war der Kleine seines Kusses gewiß, schon waren seine Lippen ihrem lächelndem Munde nahe, da rief sie halblaut, wie mit Angst erstickter Stimme: „Herr Lemberger, der Kaminfeger kommt!" und der Kleine ließ sie fahren, ergriff die Flucht.

Erst Rosi's helles Gelächter klärte den Flüchtling über die Situation auf. „Sie hat mich zum Besten gehabt! das schwarze Ungeheuer war gar nicht in der Nähe! Welche Blöße hab' ich mir vor der kleinen Coquette gegeben!" rief er. Er machte sich tausend Vorwürfe über seinen Mangel an Muth.

Eine Stunde später saß er im Laden und schrieb ein Billet. Er entschuldigte seine Flucht, machte Rosi Vorwürfe; als Zeichen seines Verzeihens hatte er die Absicht, eine Karte für die heutige Theatervorstellung beizulegen. Da ging die Ladenthür auf, und seine „bête noire", der Kaminfeger trat ein.

David, aus seiner erotischen Stimmung herausgerissen, erblaßte.

„Höre, Kleiner," sagte der Unhold, indem er den noch immer an den Tisch Gebannten mit einem furchtbaren Blicke maß — das Weiße der Augen stach so grell aus dem Mohrengesichte hervor — „ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu sprechen! Es ist schlimm genug, daß Ihr Juden die Erlaubniß erhalten habt, außer Eurer Judenstadt Wohnungen und Laden zu haben, unterstehen sollt Ihr Euch aber nicht, sie an unserem heiligen Sonntag offen zu halten! Mindestens nicht in einem Hause, in welchem ich wohne! Finde ich Deinen Laden noch einmal an einem Sonntage offen, wie dies gestern der Fall war — ich meine, die Thüre nur so zugelehnt, daß jeder Käufer eintreten kann — so sende ich Deine Seele auf die grüne Wiese, zu Abraham, Isaak und Jakob."

Er sprach's, dem Kleinen immer näher an den Leib rückend; in seiner Nähe aber angelangt, und diesen fest an die Wand drückend, schlug er, eine greuliche Fratze schneidend, wie zur Betheuerung mit

der Faust auf seine lederbewammste Brust, daß eine ganze Rußwolke aufwirbelte.

Als der Kleine die Augen, die er geschlossen hatte und die heftig thränten, wieder aufthat, war Kuchinka verschwunden. In dem Kleinen brauste der Zorn hoch auf und er ballte das schmächtige Fäustchen.

„Die Kinder," monologisirte er, „schreckt man mit dem Kaminfeger. Muß ich, der ich ein Mann bin, auch bei Tag und Nacht vor dem Kaminfeger zittern? Wie helfe ich mir? Wie schaffe ich mir Schutz vor diesem verdammten Unhold? Wie weit sollen diese Angriffe gehen? Hat schon Jemand Aehnliches erlebt? Er maßt sich an, mir das Schließen unseres Ladens zu gebieten? Was fällt ihm morgen oder übermorgen noch ein? Am Ende verlangt er auch, daß ich farbige Aufschläge trage, wie es in alten Zeiten Brauch war!"

Der greise Vater trat ein. Der Sohn sprang ihm entgegen und erzählte ihm den Vorfall in der

Hoffnung, diesmal den Alten für einen Rachezug gegen Kuchinka zu interessiren, denn die Forderung, den Laden am Sonntag zu schließen, war allerdings geeignet, einen so übereifrigen Geschäftsmann, wie den alten Lemberger, in Harnisch zu bringen.

Aber der Alte blieb ganz gelassen. „Du bist ein Narr,“ sagte er. „Weißt Du, was ich gethan hätte, wenn ich dagewesen wäre?“

„Nun was?“

„Ich hätte ihm in's Gesicht gelacht!“ sagte der Alte, indem er sich an sein Schreibepult begab.

Der Sohn braus'te furchtbar auf. Er sagte, daß er in diesem Falle keine Worte finde, das Phlegma seines Vaters zu charakterisiren. Er bedachte nicht, daß der Alte Unbilden, die seinem Sohne zugefügt wurden, ganz anders beurtheilte, als wenn sie ihm passirt wären. Endlich hatte der Kleine sich so

in Zorn gesprochen, daß er sich zu einer That erhob und erklärte, auf der Stelle die Beschwerde zum Viertelscommissär bringen zu wollen.

„Geh' nur," sagte der Alte trocken. „Er lacht Dich aus."

David stürzte um so rascher zum Viertelscommissär. Nachdem er die Persönlichkeit des Kaminfegers mit den, man darf in diesem Falle wohl sagen: schwärzesten Farben geschildert und die angethanen Beschimpfungen geklagt hatte, sagte die amtliche Person:

„Herr Lemberger, ich glaube nicht, daß ich da etwas thun kann. Nehmen Sie die Sache, wie sie steht. Lade ich den Menschen vor und stelle ich ihn zur Rede, so leugnet er Alles ab oder erklärt es für Spaß; Ihnen aber, da Sie ihn verklagt haben, wird er nur noch gehässiger."

Plötzlich schien ihm eine Erinnerung durch den Kopf zu gehen, er schlug einen Folianten auf, blät-

terte darin und sagte dann: „Richtig, richtig! Kuchinka Wenzel, Rauchfangkehrersgeselle! Das ist ein wilder, rabiater Mensch. Ist auch schon zwei Mal abgestraft worden.“

„Abgestraft?“ fragte der kleine David, und seine Kniee schlotterten an einander. „Mich wundert es nicht! Was hat er denn verbrochen?“

„Er wurde wegen Schlägereien abgestraft,“ sagte der Commissär. „Das könnten Sie leicht errathen haben. Einen Müller hat er durchgeprügelt, daß er daran fast gestorben wäre.“

„Das sind Gesetze, das ist der Staat!“ seufzte der arme Kleine, als er gesenkten Kopfes seinen Heimgang vom Commissariat antrat. „Solch' einen Menschen giebt man wieder frei nach ein paar Monaten — höchstens nach einem Jahre! Ewig sollte man ein solches, alle friedlichen Staatsbürgern gefährdendes Ungethüm gefangen und geschlossen halten. Oder vielmehr, man sollte es gleich umbringen! Er hat

einen Menschen geprügelt, daß er fast daran gestorben wäre . . . . Vielleicht auch nur, weil dieser um einen Kopf kleiner war, als er, oder ein Jude! Gott, Gott! Wochen vergehen und ich lebe in steten Aengsten, ich bin nicht sicher unter meinem eigenen Dache. Ich lebe, als ob die Zeiten wären der Judenverfolgung! Von Ausgehen Abends ist keine Rede mehr. Die Gasse ist wie gemacht zu lauter Schlupfwinkeln. Wer bürgt mir dafür, daß der Kerl nicht irgendwo im Finstern auf der Lauer steht, mit einem Knüttel? Ich darf mir gar nichts anmerken lassen, daß ich beim Commissär war. Ausziehen wäre das Beste; mir scheint, es wäre die einzige Rettung. Aber, unsere Familie wohnt schon seit Menschengedenken in dem verdammten alten Lederhausgäßchen, wir sind wie mit dem Hause verwachsen, nirgends, nirgends finden wir so geräumige Keller und Gewölbe — es ist ein Unsinn, an einen Umzug zu denken. Auch die Rosi sähe ich dann vielleicht nicht mehr, und ich sehe sie so gerne . . . Ja, es ist Wahnsinn, nur daran zu

denken. Ich glaube, bei dem bloßen Vorschlage, auszuziehen, prügelte mich mein Alter vielleicht noch früher durch, als der Kaminfeger.“

Langsamen Schrittes kehrte er in den Laden zurück, wo der Alte ihn vom Pulte schadenfroh angrins'te und sprach den ganzen Tag über kaum ein Wort. Erst Abends, auf seinem Stübchen angelangt, fühlte er sich etwas freier, die Verstimmung wich. Die Sonne war im Sinken, der Westen glühte, drüben ragte der „Theyn“ mit seiner galleriegezierten kreuzgeschmückten Fronte, mit seinen mächtigen, von Seitenthürmchen flankirten Thürmen wie eine phantastische Krystallisation in den Himmel. David trat an's Fenster — und fuhr augenblicklich wieder zurück. Was hatte er gesehen? Auf dem First eines benachbarten Daches, hart neben dem Kamin, saß Kuchinka. Er hatte seine Arbeit eben beendigt, saß gemüthlich in seiner schwarzen Montur da und summte ein lustiges Lied, was ihn nicht verhinderte,

greuliche Blicke, wie ein zorniger Kater nach dem Kleinen zu schleudern.

Dieser schließt das Fenster, als hätte er den auf den Dächern hausenden Teufel, Asmodi, gesehen.

Drittes Kapitel.

Schlägt in's heroische Genre, indem es von Athleten, deren Kämpfen und Gastereien handelt.

Der Schornsteinfeger, der in David Lemberger's Phantasie von Tag zu Tag zu einem furchtbareren Popanz heranwuchs und das Schreckbild seiner Tage und Nächte wurde, war in Wirklichkeit ein zwar ungehobelter, aber kein böser Geselle. Er war aber auch, wenn er sich gewaschen hatte und in seinen Sonntagskleidern erschien, ein recht schmucker Bursch. Er war noch nicht achtundzwanzig Jahre alt und wie eine Tanne gewachsen. Sein derbes, breites, wohlgefärbtes Gesicht, aus welchem zwei Augen wie Kohlen

herausfunkelten, hatte sogar einen heiteren, gutmüthigen Ausdruck. Und Kuchinka war unter Umständen gutmüthig, immer lustig, ausgelassen, unter Kameraden voll Schnurren und Possen. Diese Späße waren freilich, wie wir gesehen haben, recht roh und unmanierlich, aber sie kamen aus keinem bösen Herzen. Wie es ihm einst Spaß gemacht, in seiner schwarzen Montur kleine Jungen zu ängstigen, so diente es ihm jetzt zur Unterhaltung, den kleinen Lemberger zu schrecken, der ihm auch wie ein Knabe erschien und dessen ohnmächtiger Zorn ihn ergötzte. So glaubte er ihn auch am zweckmäßigsten von Rosi fern zu halten, in die er verliebt und auf die er so schrecklich eifersüchtig war, wie wenn er ein Mohr und nicht nur das Scheinbild eines solchen gewesen wäre. Wie falsch beurtheilte ihn der Kleine und wie leicht wäre es diesem gefallen, sich mit Kuchinka gut zu stellen! Aber es sollte nicht dazu kommen, des Kleinen ganze Welt- und Menschenauffassung stand jeder Verständigung im Wege. Er sollte noch weiter-

hin Narrenspossen für Unthaten und Neckereien als Verfolgungen ansehen.

Inzwischen, just um die Zeit, da die Erinnerung der erlittenen Unbilden das Gemüth unseres Freundes David Lemberger noch am heftigsten bewegte, war ein Mann in Prag angelangt, der mit David nie zusammentreffen sollte, ein Mann, dessen Bedeutung, oder überhaupt Berechtigung zur Existenz dieser am allerwenigsten hätte anerkennen mögen und der doch berufen war, auf David's Schicksal in eigenthümlicher Weise einzuwirken. Es verkündigten große Anschlagzettel mit einer Illustration geziert, welche zwei nackte Männer von übermenschlichem Körperbau wie kämpfende Löwen ineinander verbissen zeigten, daß Monsieur Dupuis, erster Athlet und Ringkämpfer Europa's, genannt „der letzte Heraklide" in Prag eingetroffen sei, um einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum ein noch nie gesehenes Schauspiel zu bieten. Er werde einen Sechspfünder von seiner Schulter abfeuern lassen, einen Tisch mit einem

Stuhle, auf welchem sein vierjähriges Söhnlein Platz nehmen werde, auf den Zähnen balanciren, schließlich lade er die stärksten Männer Prag's ein, sich mit ihm in einem Ringkampf zu messen. Er verspreche Jedem, der ihn nach den Regeln der Kunst überwinden und zu Boden werfen würde, den Preis von fünfhundert Dukaten in Gold.

David Lemberger hätte Jeden mit Verachtung abgefertigt, der ihn hätte bewegen mögen, einer solchen Produktion beizuwohnen und doch sollte er bald darauf die Sache in einem anderen Lichte ansehen. Der Ringkampf fand Statt: ein paar Tagarbeiter hatten es mit dem Athleten aufgenommen, waren aber nach kurzem Kampfe einer nach dem andern hingestreckt worden, schon aber hatte sich ein dritter Gegner gemeldet, der seine Kampflust jedoch bis auf die nächste Vorstellung hatte vertagen müssen. Ein paar Tage später war in den Zeitungen zu lesen, daß dieser Dritte, ein Jude, mit Namen Sekeles, den letzten der Herakliden, den unbesiegbaren Monsieur

Dupuis so kräftig und kunstgerecht niedergeworfen habe, daß die Bretter des Podiums unter dem Schlag laut erdröhnten . . . .

Wenn es schon im Allgemeinen erfreulich war, daß ein Jahrhundert, das als ein entnervtes bezeichnet wird, noch solche Recken hervorbringe, so freute sich ganz besonders die Glaubensgenossenschaft des Siegers, daß der Gewaltige aus Israel hervorgegangen, ein neuer Samson, der, um die Sprache der Schrift zu reden, „die Stärke des Uebermüthigen beschämt habe." Alle Sympathieen waren auf seiner Seite gewesen, es hatte ihm nicht an Ermunterungen gefehlt, als er sich schon zu Anfang des Kampfs dem Gegner ebenbürtig zeigte, und beim Siege war ihm unermeßlicher Beifall zum Lohn geworden.

Auf keinen Anderen machte jedoch dies Ereigniß einen größeren Eindruck, als auf David Lemberger, der seit mehreren Wochen fortwährend das Aergste befürchtend umhergegangen war. Sekeles mußte sein Freund werden, das ward ihm mit einem male klar.

Der Gewaltige in Israel war seit seinem Siege eine populäre Gestalt der Prager Judenschaft geworden. Man darf nicht glauben, daß er sich seit seiner denkwürdigen That im Besitze jener versprochenen fünfhundert Dukaten befand. Monsieur Dupuis mochte diesen Preis im höchsten Vollgefühl seiner Unbesiegbarkeit ausgestellt haben, denn es zeigte sich bald, daß der letzte der Herakliden nicht einmal über fünfhundert Groschen zu verfügen habe; er hatte auch gleich nach seiner Niederlage das Weite gesucht. Markus Sekeles war somit ebenso arm geblieben, als er ursprünglich war. Er hatte nur Ruhm und Namen und ein paar große Beulen, keineswegs aber Geld als Lohn davongetragen.

Sekeles, seines Zeichens ein Fleischer, auf Judendeutsch ein „Schächter", war ein Dreißiger, von groben, aber nicht unangenehmen Zügen. Er war nicht übermäßig groß, aber im Besitz der erstaunlichsten Musculatur. Er war völlig uncultivirten Geistes, wie ein Handwerker niederster Gattung, doch nicht

ohne Belesenheit im Talmud und sehr orthodox. Natürlich! Ein jüdischer Fleischer, der, während er das Messer führt, allerlei Segenssprüche sprechen und Ceremonieen vornehmen muß, ist eine Persönlichkeit von halb und halb religiösem Charakter. Eine einzige Sabbath- oder Gesetzübertretung von seiner Seite ist im Stande, das beste Fleisch „in Aas zu verwandeln.“ Welche Selbstverläugnung kostete es dem feinen, zarten und dabei aufgeklärten David, einen solchen Menschen zu seinem Freund zu machen! Des Zweckes wegen wurde das Opfer doch gebracht. David hatte erfahren, daß der starke Sekeles jeden Sonntag Nachmittag in einem kleinen Café der Judenstadt zu erscheinen und Billard zu spielen pflege. Sogleich stellte er sich dort ein. Er selbst genoß als Billardspieler einer gewissen Berühmtheit; sofort bot er dem Gewaltigen eine Partie an. Obwohl Sekeles höchst stümperhaft spielte und wie ein nicht zu bändigender Caliban mehr die gesunden Glieder der Herumstehenden in Gefahr brachte, als er dem Geg-

ner auf dem Billard gefährlich war, gewann er eine Partie um die andere. Die Niederlagen, die er erlitt, schienen David Freude zu machen. Man spielte um die Zeche, dem ersten Glase Punsch folgte ein zweites und drittes, endlich gab man sich ein Rendezvous auf den nächsten Sonntag.

Nachdem zwei und drei Zusammenkünfte in dieser Art gefeiert worden waren, gab es, David und Jonathan ausgenommen, keine innigeren Freunde als Lemberger und Sekeles. Arm in Arm ging der Kleine mit dem Gewaltigen, der Schwache mit dem Starken, David mit Goliath. Diese Nähe that dem Kleinen unendlich wohl. Ein so lange Zeit vermißtes Wohlbehagen erfüllte ihn, da er sich jetzt sicher vor jedem Angriff fühlte. Aber seine Gedanken gingen weiter. Er wollte Rache, Rache am Rauchfangkehrer! . . . Ein Streit mußte provocirt werden.

„Heute gehst Du mit mir nach Hause, Bruderherz," sagte David eines Sonntags Morgens zu

seinem starken Freunde. „Ich habe für ein kleines Gabelfrühstück Sorge getragen, auch ein paar Flaschen Wein hab' ich bereit gestellt; die wollen wir unten im Laden recht gemüthlich ausstechen."

„Da bin ich dabei!" rief der Riese, der, wie sein großer Vorgänger, der Krotoniate Milon, stets bei Durst und gutem Appetit war. „Warum muß es aber im Laden geschehen? Da sind wir weniger ungestört, und wenn vollends Dein Alter hervorkäme, ginge es Dir sicherlich schlecht."

„Mein Vater ist über Land," erwiederte David. „Von der Seite haben wir nichts zu fürchten. Allerdings könnten wir dafür," fügte er nachdenklich hinzu, „von jemand Anderem gestört werden," doch die Störung käme mir nur erwünscht."

„Wie meinst Du das? Ist vielleicht eine kleine Nachbarin gesonnen, uns Gesellschaft zu leisten?"

„In unserem Hause," erwiederte Lemberger, „wohnt, Gott sei's geklagt, — ich habe mit Dir noch nicht darüber gesprochen — ein Mensch, nein, kein

Mensch — ein Unhold, ein Rauchfangkehrergeselle, Namens Kuchinka, der ärgste Flegel und bösartigste Händelsucher unter Gottes Sonne! Denke Dir, daß er mir verbieten will — und gerade darum thue ich es nicht — den Laden Sonntags offen zu lassen —"

„Mein Gott," sagte Sekeles, „warum machst Du ihm nicht begreiflich, daß sein Verlangen ein unbilliges ist und daß es ihn gar nichts angehen kann, ob der Laden zu oder offen ist?"

„Ja! Mache einem Wilden, einem Cannibalen etwas begreiflich!" rief David. „Die einzige Art, ihm etwas begreiflich zu machen und sich mit ihm zu verständigen, ist, ihn kurz und klein zu hauen! O Sekeles! Freund! Wenn ich Dich um Deine Fäuste beneide und Deine herkulischen Arme, so ist's nur, weil es Dir ein Leichtes ist, den Kerl für alle Verfolgungen, die ich durch ihn erlitten, so zu strafen, wie er's verdient!"

„Wie Du aufbrausest! In solcher Aufregung habe ich Dich noch nie gesehen!" sagte Sekeles. Nun

werde ich selbst begierig, den Menschen kennen zu lernen. Doch, komm', laß uns gehen. Ich verspüre bereits gewaltigen Hunger."

Ein paar Minuten später befanden sich die beiden Freunde im Laden, wo es, trotz der draußen herrschenden Hitze, kühl wie in einem Keller war. Im Hintergrund stand schon ein kleines Tischlein gedeckt; auf einer Schüssel war ein gebratenes Huhn, auf einer anderen ein copiöser Salat zu schauen.

„Ein Huhn ist wenig zum Frühstück für zwei gesunde Männer," sagte Sekeles, indem er den Stuhl eiligst herbeitrug. „Zum Glück sehe ich auch Salat, saure Erbsen und Häring! meine Leibspeise! Du wirst hoffentlich bald auch etwas Trinkbares herbeischaffen."

„Dafür ist schon gesorgt," sagte der kleine David und winkte Benjamin, dem kleinen Laufburschen, der mit einem mächtigen Kruge Bier aus der benachbarten Kneipe herbeigekommen war.

Sekeles füllte sein Glas, leerte es auf einem

Zuge und begann mit mächtiger Stimme folgendes schöne Lied, das wegen des Gegensatzes seiner Verse eine große Kunst des Vortrags erfordert:

Wie ginge der Mensch in Kümmerniß unter,
Weiho! Weiho!
Erhielt' ihn der Gerstensaft nicht munter?
Hoiho! Hoiho!
Drum trinken wir! Wer will es uns wehren?
Weiho! Weiho!
Wir füllen uns, den Eimer zu leeren!
Hoiho! Hoiho!
Wozu hat der Himmel das Geld uns gegeben?
Weiho! Weiho!
Als lustig zu trinken und fröhlich zu leben!
Hoiho! Hoiho!
Wir leben so lange nur, bis wir sterben;
Weiho! Weiho!
's ist besser wir trinken, als unsere Erben!
Hoiho! Hoiho!

David hörte mit großem Behagen den musikalischen Heiterkeitsausbruch des Freundes an. „Jetzt, Du Gott des glücklichen Ungefährs," dachte er, „sende mir den Kaminfeger her, da will ich glauben, daß

Du mir wohl willst! Ich habe meinen Riesen bei mir, einen Riesen, den ich mir mit Speise und Trank herangefüttert, dessen Tölpelei ich still geduldet! Jetzt bin ich unantastbar, ja furchtbar, wie der Mann, der einen Löwen hatte, der mit ihm spazieren ging!"

Und wie wenn seine Worte magische Gewalt gehabt, ging die halboffenstehende Thüre ganz auf, und Kuchinka trat ein.

„Was ist das, Kleiner?" fragte er, seiner Stimme die wildesten Töne ablockend, „hab' ich Dir nicht verboten, das Gewölbe am Sonntag zu öffnen? Du wagst es, mir ungehorsam zu sein?"

Er näherte sich, eine grimmige Fratze schneidend, dem Kleinen mit einer Bewegung, als sei er gesonnen, ihn am Ohre zu packen.

„Ich bin nicht stark genug," sagte David, zurückweichend und blutroth im Gesichte, wie wenn der Furchtbare schon sein Ohr zwischen seinen Fingern hätte, „Sie für Ihre Unverschämtheit zu züchtigen,

wie Sie's verdienen. Wäre ich so groß wie Sie, würfe ich Sie zur Thür hinaus!"

Dabei sah er fortwährend seinen Freund Sekeles an, auf dessen schließliche Intervention zählend, doch ihm ward ganz seltsam zu Muthe, als der Riese ruhig weiter fraß, ohne auch nur eine Miene zu machen, als ob er sich erheben wolle.

„So?" rief Kuchinka mit rohem und rücksichtslosem Humor. „Du erlaubst Dir noch, zu raisoniren? Unverschämtheit? Züchtigen? Hinauswerfen? Solche Worte wagst Du mir gegenüber? Ich sage Dir: wenn ich in einer Stunde wiederkehre und den Laden noch offen finde, hören meine bisherigen milden und väterlichen Ermahnungen auf und ich applicire Dir die verdiente Strafe! Du reißest die Augen auf und willst wissen, worin sie besteht? Höre mich an! Dann packe ich Dich, Kleiner, und trage Dich in den zweiten Stock, in die Küche zur Rosi, der Du nachstellst. Vor ihren Augen hebe ich Dich in den Kamin und ziehe Dich von oben bis unten durch, trotz Deines

Sonntagsanzugs! Das beherzige, Kleiner, und reize meinen Zorn nicht mehr!"

Er verließ den Laden.

„Nun, Sekeles," sagte David, als der Schornsteinfeger hinaus war, „Du hast ihn gesehen!" —

„Wie denn nicht?" sagte Sekeles phlegmatisch. „Er ist groß genug —"

„Gehört —" rief Lemberger schnaufend.

„Gehört, er schrie laut genug," sagte Sekeles, und legte die Gabel bei Seite. „Er ist eigentlich ein recht grober Spaßvogel."

„Einen Spaßvogel nennst Du ihn?" rief David entrüstet.

„Du hältst das Alles doch nicht für Ernst?"

„Soll ich offenbare Beschimpfungen nicht für Ernst halten?" rief David aufgeregt. „Soll ich warten, bis er zu Thätlichkeiten übergeht und bis er hält, was er versprochen? Ich glaube, Du sagst nicht, was Du darüber denkst. Mir scheint vielmehr, Du fürchtest Dich, mit dem wilden Kerl in Streit zu

gerathen, vielleicht fürchtest Du Dich, nicht Herr über ihn zu werden — trotz Deines Sieges über Monsieur Dupuis!"

„Ich nicht Herr über ihn werden?" rief Sekeles mitleidig lächelnd. „Mit meiner linken Hand werfe ich ihn nieder, daß er gewiß nie wieder im Leben einen Raufhandel anfängt."

„Aber, um Gotteswillen," rief der kleine David, „wenn das der Fall ist, warum hast Du es nicht gethan?"

„Glaube mir, sagte der Riese phlegmatisch, „es ist ein wahres Sprichwort: Der Gescheitere giebt nach."

David gerieth fast außer sich.

„Was?" sagte er. „Der Klügere giebt nach? Auch wenn er der Stärkere ist? Das ist ein Unsinn! Was? Dich kostet es gar nichts, den Kerl so zu strafen, wie er es verdiente, und Du bleibst sitzen wie ein Lehmgötze, und lässest mich, Deinen Freund, im Stiche —"

Er war nahe daran, dem Riesen alle für ihn gezahlten Tassen Kaffee, alle Gläser Punsch und Bier, alle verlorenen Partieen Billard vorzuhalten; nur der Gedanke hielt ihn zurück, daß er sich seiner vielleicht doch noch einst wirksamer bedienen könne. Endlich brach er doch wieder los:

„Sekeles, ich begreife Dich nicht! Noch gestern erzähltest Du mir, wie Du drei Spitzbuben, die Dich auf der Heimkehr vom Pilsner Markte berauben wollten, niederschlugst. Dir sollte ja das Raufen eine Lust sein." —

„Eine Kleinigkeit wohl, aber keine Lust," sagte Sekeles. „Ich habe nun einmal den Grundsatz, daß ich erst losschlage, wenn man mich anfällt."

David, in welchem noch Alles vor Zorn über den erlittenen Affront kochte, stand athemlos, rathlos, vernichtet da.

„Denk' nicht mehr an den Grobian," sagte der Riese, und glaubte den Kleinen zu beschwichtigen.

„Laß uns lieber verabreden, wann wir uns heute im Caffeehause treffen.

„Wir? heute?" rief David. „Ich gehe nicht aus. Ich gehe nicht mehr in's Café."

„Warum nicht gar!"

„Und komme in aller Zukunft nicht wieder hin! So, das mußte ich erleben, solchen Verrath! Mensch, ich muß Dir sagen, daß Du mir unausstehlich bist mit Deinem Phlegma, und mir mehr als ein Klotz, als wie ein Mensch erscheinst. Leb' wohl! Du siehst mich sobald nicht wieder!"

„Hättest Du so viel Muth vor dem Kaminfeger, als vor mir," versetzte Sekeles unwillig brummend, da ihm die förmliche Aufkündigung der Freundschaft ungerechtfertigt vorkam, „so brauchtest Du mich gar nicht, um mit ihm fertig zu werden. Er neckt Dich, nicht weil Du schwach und klein bist, sondern weil Du ihm mit Deinen Aengsten Spaß machst."

„Hm, hm," brummte der Kleine, der die Wahrheit, die in diesen Worten lag, nicht übersah, sie aber

in der Aufregung und bei der Intensität seines Rachedurstes ~~es~~ übersehen wollte.

Eine kleine Pause trat ein.

„Ich sehe schon,“ sagte David Lemberger während dieser Pause zu sich, „dieser Sekeles könnte bei meinem Braten sitzen und dabei zuschauen, wie ich in kleine Stücke geschnitten werde. Er ist, wie alle Riesen, eine seel- und geistlose Masse, ein Büffel, ein dickhäutiger Tapir, ein Wallroß in Menschengestalt. Aus reiner Freundschaft für mich bläut er den Kaminfeger nie durch! Daran ist nicht zu denken. Ich muß ihn reizen, ich muß ihm eine Schlinge legen — doch — das geht nicht so schnell —“

Dabei fiel ihm ein, daß eine Viertelstunde schon um sei und der Kaminfeger bald wiederkommen und den versprochenen Besuch im Laden abstatten dürfte. Seine Verlegenheit wuchs, denn er war gewiß, nach diesem Wortwechsel auf Sekeles' Schutz noch weniger als vorhin bauen zu dürfen.

Indeß hatte sich der Riese erhoben. Er behauptete, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen.

„Bleibe noch," sagte der kleine David, dem es schrecklich vorkam, daß er schutzlos allein bleiben solle, „ich habe da im Winkel noch eine Flasche Rothwein stehen — sind wir doch die alten Freunde wieder —"

Er holte die Flasche und dachte bei sich: „Er bleibt. So ist's gut. Es wird irgendwie gehen, die Beiden gegen einander zu hetzen. Ein trefflicher Einfall, der mir längst hätte kommen sollen! Ich jage ihm eine Flasche Wein in den Leib ehe der Kaminfeger kommt und ist das phlegmatische Ungeheuer nicht wirklich von Blei oder von Quark, so bring' ich sie hart an einander und ich komme zu meiner Rache!"

Er öffnete den andern Ladenflügel, der bisher geschlossen gewesen war und füllte sodann zwei Gläser mit dem Rothwein, den er inzwischen gebracht hatte. Er erhob sein Glas, während Sekeles, ein

Freund geistiger Getränke, das seinige genommen, indem er so begann:

„Sekeles, auf unsere Freundschaft! Es ist zwar nicht der erste Zug, den Du heute auf meine Kosten thust, aber ich wünsche, daß es noch lange und lange der letzte nicht sein möge! Stoß' an!"

Sekeles hatte schon ausgetrunken. Nachdem sein Glas auf's Neue gefüllt worden war, stießen die Freunde an.

Sekeles leerte das Glas, zum Zeichen, wie aufrichtig er es mit dem Toaste meine, auf einen Zug. Der kleine David beeilte sich, wieder einzuschenken. Der wohlbekannte Durst seines gewaltigen Freundes kam seiner Absicht trefflich entgegen. Da er aber auch wußte, daß Sekeles rasch trinke und wenig vertrage, so konnte er darauf zählen, daß diesem das Getränk in den Kopf und so Gott wolle, auch in die Fäuste steigen werde.

David selbst hatte kaum genippt, als sein Freund, mit der ersten Flasche fertig, schon nach der zweiten,

welche bereit stand, mit selig-glänzenden Augen hinüberlugte.

David that ihm auch gleich den Gefallen, die zweite Flasche in die Hand zu nehmen, um sie zu entkorken. „Dir scheint der Wein zu schmecken!" sagte er lächelnd.

„Er schmeckt mir ganz außerordentlich," erwiderte Sekeles. „Wenn ich zwei Flaschen, wie diese, im Leibe habe, könnte ich es mit zehn Athleten, wie Monsieur Dupuis, aufnehmen. Doch ich mag den Namen gar nicht nennen! O der Lump, der mir durchgegangen ist! O der schlechte Kerl, der mich um die fünfhundert Dukaten betrogen hat! Wenn ich noch einmal mit ihm ringen könnte, ich glaube, ich machte ihm den Garaus! Glaubst Du's?"

„Ich glaube," erwiderte der kleine David, „daß Du erst streitsüchtig wirst, wenn Du getrunken hast. Aber Rauflust ist kein Fehler. Die besten Männer der Vorzeit waren raufsüchtig. Das zeugt von muthigem Charakter."

„Ich halte es für eine schreckliche Unart," ver-

setzte Sekeles, den Rest des Glases hinuntergießend. „Ja, freilich, wenn ich in solchem Zustand gereizt werde — ja, dann stehe ich für nichts gut!“

Der Kleine, mit dieser Aeußerung sehr zufrieden, rieb sich die Hände. Er wollte eben an die Weinflasche, die er schon zwischen den Knieen hatte, den Korkzieher setzen, als er eine rauhe Hand auf seiner Achsel fühlte.

Er wandte sich um und fuhr zusammen, denn der Kaminfeger stand hinter ihm.

„Hab' ich denn nicht vorhin befohlen,“ sprach Kuchinka, „daß der Laden geschlossen werden soll? Statt dessen sehe ich auch noch den andern Ladenflügel offen.“

„Wir können unsern Wein doch nicht im Finstern trinken!“ versetzte David kurz und barsch, um Sekeles in die Streitsache hineinzuziehen.

„Was? Du hast heut' Courage?“ fragte der Kaminfeger. „Männchen, Männchen, ich sehe, Du hast keinen Respekt vor mir, weil ich diesmal im

Sonntagsanzug und nicht in meiner gewöhnlichen schwarzen Uniform komme."

„Das ist uns Zweien ganz gleich," versetzte David, ebenso barsch wie vorher. „Hier sind wir die Herren und damit Basta!"

Er zog am Korkzieher, vor Wuth bebend, daß sich Sekeles noch immer nicht rühre — aber der Stöpsel wollte nicht heraus.

„Ja, so," rief der Kaminfeger, wie Einer, dem ein Licht aufgeht. „Jetzt weiß ich, woher Du die Courage hast! Du pokulirst! Da bin ich auch dabei, mein niedlicher Nachbar!"

„Ich bedauere —" murmelte David durch die Zähne. „Ich schließe sofort den Laden, wenn es sich Herr Sekeles gefallen läßt —"

„Das fällt mir nicht ein," erhob Sekeles seine Stimme, jedoch in einem Tone und mit einem Gesichtsausdruck, welchem zu Folge er mehr der Weinflasche als dem Kaminfeger an den Leib wollte.

Dies bemerkend und entschlossen, den Riesen

zum Aeußersten zu treiben, sagte David mit Entschiedenheit:

„Ich habe es gesagt, ich schließe den Laden —"

Er sprang nach der Thüre, seine Entschlüsse auszuführen, doch mitten auf dem Wege faßte ihn Kuchinka.

„Der Laden bleibt offen," sagte er in gebieterischem Tone. „Hier wird getrunken, nicht geschachert. Geschäftslokale müssen am heiligen Sonntage geschlossen, aber Weinschenken offen sein!"

Sekeles lachte über diese unerwartete Wendung auf's Gutmüthigste.

„Das will ich sehen," polterte David, über Sekeles fast mehr wüthend, als über Kuchinka, „das will ich sehen, ob ich nicht mit meinem Laden und meinem Weine vornehmen kann, was ich will."

„Verstehe doch Spaß," sagte Kuchinka. „Sieh', ich rathe es Dir im Guten! Du siehst, daß es Deinem Herrn Zechbruder recht ist, und Du wirst doch, Kleiner, nicht mit uns zwei Großen anbinden wollen?"

„Verstehst Du denn gar keinen Spaß?" sprach Sekeles, der vom Trinken noch fauler und apathischer geworden, als er es gewöhnlich war. Er konnte, da er eben so wenig Bildung wie Kuchinka hatte, nicht begreifen, was solch' ein roher, ungeschlachter und unverschämter Humor für den kleinen David Verletzendes haben mußte.

„Spaß verstehe ich," sagte David Lemberger plötzlich einbiegend, da er den Verrath des Alliirten sah, „doch darf er nicht zu weit gehen. Kuchinka ist ein übermüthiger Mensch, aber ich sehe, er meint es nicht so übel. Jetzt, da wir uns kennen lernen, wird sich hoffentlich Alles ändern. Also — auf Euer Wohl!"

Mit äußerster Selbstüberwindung, zum bösen Spiel die möglichst gute Miene machend, übergab er dem Kaminfeger als Pfand der Freundschaft die Flasche; dieser langte übrigens schon hastig darnach.

„Der Wein ist natürlich koscher!" sagte Kuchinka, das Glas vor's Auge haltend. „Den Wein=

berg zu graben und zu bebauen, war der Christ gut genug, den Wein aber, wie er vom Kelter ablief, hat ein Jude in Obacht genommen, daß er von keinem Christen angerührt werde. Auch das Gefäß mußte koscher sein! Nicht wahr, Kleiner, schon wenn ich die Flasche aus dem Keller holte, würde der Wein unrein, Du könntest ihn nicht mehr trinken und müßtest einen Rabbiner holen, ihn wieder zu koschern? O Gott, o Gott, was seid Ihr für Leute! Wie blind, wie verstockt, wie voll närrischer Mucken!"

David hieb auf den Tisch, durch solche Invective wüthend gemacht, aber — o Wunder — Sekeles fiel ihm in den Arm.

„Das hat seinen guten Grund," erwiderte er, „warum wir Christenwein nicht trinken. Doch lassen wir hier alle theologischen Gespräche. Der Wein erfreut des Menschen Herz, des Juden wie des Christen! Trinken wir!"

Die Riesen tranken und ließen den freundlichen Wirth zusehen; der kleine David aber dachte: „das

ist zu viel! dieser Sekeles ist mir fortan unausstehlich. Da ist mir selbst Kuchinka noch lieber. Wenn ich diesem so viel Punsch in die Gurgel gegossen hätte, als jenem, so wären wir längst gute Freunde geworden und ich hätte nicht nöthig gehabt, mich mit solch' einem temperamentlosen Klotz abzugeben!"

Kuchinka unterhielt sich inzwischen, ein Glas nach dem andern leerend, mit Sekeles. Er hatte den gutmüthig-albernen Goliath schnell durchblickt und hänselte ihn fortwährend, als würde so die neue Bekanntschaft am passendsten eingeweiht. So oft er etwas recht Derbes gesagt hatte, was oft vorkam, erwartete der kleine David, voll Heimtücke die Ohren spitzend, daß Sekeles endlich von seinen Fäusten Gebrauch machen werde, aber er täuschte sich bitter. Sekeles lachte und betheuerte mit lallender Stimme, daß er ein guter Kerl sei und Spaß verstehe.

Kuchinka's Uebermuth steigerte sich nun fortwährend. Er rauchte, trank, sang, als sei er im Wirthshaus. Zuletzt machte er sich den Spaß, bald Lember-

ger's, bald Sekeles' Glas wie aus Versehen, an die Lippen zu bringen, wodurch der Wein „yesech" wurde, daß ihn weder der Eine noch der Andere mehr anrühren durfte. Aber Sekeles meinte, daß er genug habe und den Rest der Flasche Kuchinka, der später gekommen, gern überlasse.

Als endlich der letzte Tropfen ausgetrunken war, sprang Kuchinka mit der ihm eigenen Behendigkeit auf und sagte zum Kleinen:

„Jetzt muß ich gehen. Wenn es Dir noch so leid thut, ich kann nicht helfen! Du hast einen guten Wein hergegeben, Kleiner! Ich möchte Dich dafür herzlich umarmen, verspare mir aber die Ehre auf ein anderes Mal, bis ich wieder mein rußiges Lederwamms anhabe. Nun, wir werden einander hoffentlich morgen schon auf der Treppe begegnen."

Er eilte fort.

„Ist das ein Flegel!" brach es aus dem kleinen David hervor. „Welch' ein Narr war ich, ihm

auch nur einen Tropfen einzuschenken! Doch, was klage ich? Du, Sekeles, der Du ihn mit einem Finger der ganzen Länge nach hinstrecken kannst, hast Dich von ihm wie ein dummer Junge behandeln lassen. Pfui, schäme Dich!“

„Ich finde nicht, daß ich malhonnet war,“ erwiderte Sekeles. „Ich war guter Dinge und habe mich übrigens prächtig unterhalten.“ Er sah auf die Uhr. „Donnerwetter, ich muß zum Mittagsessen. Also nach Tisch ein paar Partieen —“

„Ich kann heute nicht kommen.“

„Dann also Abends bei einem Glase Punsch.“

„Auch nicht,“ war die Antwort des kleinen David, der entschlossen war, den unnützen Umgang mit diesem mattherzigen Mammuth völlig aufzugeben.

Sekeles nahm seinen Hut und trollte sich hinaus ohne recht zu wissen, was er über alles dies denken solle.

„Jetzt bin ich wieder allein,“ sagte David tief niedergeschlagen. „Wieder auf die eigene Kraft an-

gewiesen. Da steht es sehr traurig. Daß der Kuchinka anders wird, wäre einfältig zu hoffen. Morgen klopft er richtig wieder seinen Ruß über mich aus, wie er es versprochen hat und Gott weiß, welchen Hokuspokus er noch ersinnt. Eine verdammte Geschichte!"

Viertes Kapitel.

Wie im Lederhausgäßchen ein Feuer auskömmt und was sich dabei ereignet.

Der kleine David hatte Recht gehabt, von Kuchinka's Uebermuth das Schlimmste zu erwarten. Es war seitdem kein Tag verstrichen, an dem der empfindliche Mann nicht irgend einen unwürdigen Scherz zu leiden hatte.

Alle diese Scherze — das hätte ein unbetheiligter Dritter wohl eingesehen — entsprangen lediglich dem Muthwillen, einem auf's Necken und Hänseln versessenen Naturell, einem humoristischen Kopfe. Es war jetzt nur noch die Absicht dabei, den Kleinen vor

Rosi, dem Gegenstand seiner Flamme, lächerlich zu machen. In der Weise aber, als der Kleine Alles ernst nahm, steigerte sich Kuchinka's Verfolgungslust. Diesem war es nur um einen Scherz zu thun, aber das zarte, empfindliche Gemüth des Kleinen fühlte sich durch diese freilich allzuderben Späße wie durch Peitschenhiebe getroffen. Er sann fortwährend darüber nach, wie er ein Haus verlassen könne, das er mit einem so furchtbaren Hausgenossen theile.

Aber er sollte schon einmal nicht aus der Unruhe herauskommen; die bisherigen Fatalitäten sollten nur das Vorspiel ernster Schrecken sein.

In Lembergers Wohnung brach Feuer aus.

Der Brand war in des Alten gegen den Hof zu gelegenem Schlafkämmerlein entstanden und von da in eine anstoßende Rumpelkammer gedrungen, wo nebst vielen hölzernen Geräthen einige tausend alte Bücher unordentlich aufgehäuft lagen.

Es war zehn Uhr als David erwachte.

Der Alte kam dahergestürzt wie von Sinnen,

im Hemd, mit nackten Beinen, fliegendem Haar, mit dem Rufe: „Es brennt! Es brennt! — „Wo?" schrieen Weib und Sohn durcheinander. „Da, da" — rief er, mit entsetztem Gesichte auf sein Zimmer zeigend, während durch die Thüre bereits Rauchwolken hereinwirbelten, „und ich, ich — bin vermuthlich selbst schuld — habe das Nachtlicht umgestoßen — die Decke fing . . . ."

Er begann wie toll herumzulaufen, während seine Zähne hörbar aneinanderklapperten.

Der Sohn riß das Fenster auf und schrie: „Feuer! Hilfe!" Die Magd kam mit Wasser herbei.

„Umsonst! Umsonst!" rief der Alte, die Hände ringend, als ob er sie brechen wollte; „Hilfe kommt zu spät. Es wird, eh' sie erwachen, — Alles verbrennen! Es giebt," sagte er nach einer Pause, — „Leute unter uns, die das Feuer besprechen können, — es giebt einen Spruch Mosis, da er den Herrn bat und das Feuer verschwand, — den schreibt man — mit Kreide auf den Schild David's — nein, man

nimmt eine Pfanne mit Kohlen und ein Ei — o wer es wüßte, wer helfen könnte — Niemand wach, Niemand! Wir werden Bettler! Bettler!"

Die Lage der Familie Lemberger war vor der Hand fürchterlich. Die schnellste Flucht that Noth, aber der schmale Gang, welcher herausführte — der Eingang in die Wohnungen war durch die Küche — war nicht zu passiren, weil gerade dorthin sich ein erstickender Dampf gezogen hatte.

Es war eine furchtbare Situation, denn man wußte nicht, wie bald das Feuer auch noch nach der Vorderseite der Wohnung dringen und wie bald von außen Hilfe kommen werde. Der kleine David hatte alle Fenster aufgerissen und schrie aus vollem Halse nach einer Leiter.

Man bedenke die Lage des Hauses, den engen Zugang, wo Einer dem Andern im Wege stand, die Schmalheit der winkeligen Gasse, wo eine Spritze kaum aufzustellen war. Es hatten sich unten schon Leute gesammelt, meist Neugierige, Polizisten und

Nachtwächter, aber Niemand fand eine genügend hohe Leiter, Niemand vermochte dem Hilferufe zu entsprechen.

Der alte Lemberger schoß durch die Rauchwolken in's Zimmer zurück, wo er seine kostbarsten Schätze zusammenraffte, entschlossen, im äußersten Nothfall auf denselben, wie Sardanapalus, zu verbrennen.

Da wurde die Thüre zu David's Zimmer aufgerissen. Kuchinka, sein Feind, stürzte herein. Diesmal aber erschien er dem Kleinen als Retter und Nothhelfer.

„Wo kann man denn herein, wo heraus, liebster Kuchinka?" fragte er, dem Kaminfeger entgegenstürzend, mit erleichterter Seele, als sei er schon halb gerettet.

„Nur mitten durch's Feuer!" sagte Kuchinka. „Da habt Ihr die Strafe, weil Ihr den Laden am Sonntag offen laßt und nicht an den heiligen Florian glaubt."

Er eilte in das nächste Zimmer, um dort den

Umfang des Feuers und die Feuergefährlichkeit der nächsten Umgebung in Augenschein zu nehmen, doch nicht ohne zuvor dem Kleinen einen derben Klaps mit seinem Besen gegeben zu haben.

Die Löschmannschaft war indessen mit Spritzen, Leitern und Fangtüchern erschienen. Die Retter erschienen an den aufgerissenen Fenstern. Sardanapal mußte mit Gewalt von seinen Schätzen gerissen werden und die Flucht auf der Leiter antreten. Wohlbehalten, doch Verzweiflung im Gemüthe, kam der Alte unten an; Weib und Sohn folgten. Man brachte die Mobilien möglichst in Sicherheit, die Eimer wanderten von Hand zu Hand. Kuchinka war oben unmittelbar beim Feuer. Ein Eimer unmittelbar am Sitz des Brandes angebracht, ist wirksamer, als zehn Eimer durch Spritzen hinangetrieben, war seine Losung. Er war auch mit Todesverachtung durch alle Zimmer gedrungen, um sich zu überzeugen, ob nicht irgendwo noch ein Leben zu retten.

Während das lebendige Schöpfwerk arbeitete, die

Eimer von Hand zu Hand gingen, stand der Alte jammernd bei seinen geretteten Schätzen und blickte empor. „Wie wirthschaften sie da oben,“ dachte er, „in meinen Sachen und wie viel geht verloren! Dumme Kerle, Sie verstehen nichts! Wäre doch Einer da von unseren Leuten, den Feuersegen zu sprechen! Ich wußte den Spruch, aber ich habe ihn vergessen . . . .“

Um Mitternacht endlich war es gelungen, dem Brand ein Ende zu machen.

Der Kaminfeger Kuchinka hatte sich nach dem Urtheile Aller ausgezeichnet benommen und nur seinem Muthe und seinen unerschrockenen Rathschlägen war das rasche Resultat zu verdanken. Es war, nach dem Urtheil aller Sachverständigen, ein „ganzer Kerl.“ Auch der Hausmagd Lemberger's, einem blutjungen Mädchen, das in einer abgesonderten Kammer in einem nur der ersten Jugend eigenen, wahrhaft eisernen Schlaf dagelegen und vom Rauch umwirbelt, unfehlbar dem Ersticken nahe gewesen, hatte er das

Leben gerettet. Er hatte sie im Hemd und Unterrock die von Flammen umzüngelte Leiter herabgetragen. Kurz, Kuchinka war der Held der Nacht, dessen Lob am nächsten Tag in allen Lokalblättern zu lesen sein sollte. Er war auch von dem fungirenden Commissär einer öffentlichen Belobung und einer Belohnung würdig erklärt worden.

Eine Stunde nach dem Brande sah es in der Lederhausgasse aus, wie wenn dort nichts vorgefallen wäre. Rauch und Qualm konnten diese Mauern nicht schwärzer färben, als sie schon waren. Mehrere Fensterscheiben waren geborsten; doch daß in den schwarzen Rahmen ein paar Scheiben mehr oder weniger fehlten, konnte in dem Hause in der kleinen Lederhausgasse nicht auffallen. Einiges hölzerne Gerümpel lag noch vor der Thür, doch solche Unordnung war man gewohnt; es sah oft noch weit ärger aus, wenn der alte Lemberger Möbelstücke aus Verlassenschaften aufgekauft hatte. Also Alles war still und scheinbar zur Nachtruhe zurückgekehrt. Bis auf eine

kleine Wachmannschaft und zwei Kaminfegern, darunter Kuchinka, hatte sich Alles verlaufen; diese jedoch hatten die Brandstätte wie üblich zu bewachen.

Die Familie Lemberger legte sich natürlich nicht zu Bette; der Schrecken und die Aufregung steckten ihr noch in allen Gliedern. Mutter und Sohn hatten keine kleine Mühe, das greise Familienhaupt über den erlittenen Brandschaden zu trösten. Der Alte jammerte laut über jede in Verlust gegangene Gardine, jede angebrannte Tischdecke. Er irrte von Zimmer zu Zimmer umher und schrie immer wieder laut auf, daß er jetzt Dieses, jetzt Jenes vermisse. Man mußte ihm, um ihn zu beruhigen, Stück für Stück vor die Augen stellen. Sein Gedächtniß war nie defect gewesen, jetzt plötzlich war's wie gelähmt. Kaum hatte er sich gefreut, Dies und Jenes vor sich zu sehen und es betasten zu können, da suchte er es jetzt wieder, es war ein trostloser Anblick.

Draußen an dem Thürpfosten der Wohnung hing die Mesusah, das Röllchen von Pergament, im

hölzernen Kästchen, so beschrieben, daß das Wort Schaddai in hebräischen Charakteren durchzusehen ist, schräg angeheftet, daß es Jeder beim Aus- und Eintreten sehen konnte. Der Frau Lemberger erste Sorge war, zu sehen, ob die Mesusah unverletzt und die Schrift nicht an derselben verloschen sei. Freudig kam die Alte zurück und rief, die Mesusah sei wie durch ein Wunder erhalten geblieben.

„Abraham," sagte sein Weib, „Du solltest froh sein und Gott danken, daß Alles so gut vorübergegangen! Wie magst Du nur jammern?"

Da gerieth der Alte außer sich. Er war empört über die Tröstenden, welche er des Leichtsinnes und der Verschwendung zeihte. Wie konnte man ihm rathen, den Verlust zu verschmerzen, so lange sich dieser nicht übersehen lasse?

Der Schaden war wirklich unbeträchtlich, doch nicht für einen so sparsamen Mann, wie Abraham Lemberger, dem es schon in die Seele schnitt, wenn ein Blatt Makulatur zwecklos vernichtet wurde.

Der kleine David fühlte sich mit Kuchinka gewissermaßen ausgesöhnt. Er hatte diesen Menschen als die personificirte Bosheit betrachtet und ihm zugetraut, daß er eher die ganze Familie verbrennen lassen werde, als daß er etwas Erhebliches zum Löschen des Feuers beitrüge. Kuchinka jedoch hatte sich voll Selbstaufopferung in seinem Berufe benommen und Denjenigen, welche ihn für ihren Feind hielten, Hab und Gut, vielleicht auch das Leben gerettet.

Nachdem David über die Verdienste des Kaminfegers zu den Seinigen auf das Wärmste gesprochen hatte, meinte er, daß man ihm auf irgend eine Weise die schuldige Erkenntlichkeit bezeigen solle.

„Du hast Recht,“ sagte der Alte zustimmend. „Wir schicken ihm Morgen eine Tasse Kaffee.“

„Da wollen wir ihm lieber nichts geben,“ gab David zur Antwort, beschloß aber insgeheim, aus eigener Tasche dem Genannten zehn Gulden zu senden.

Der Morgen war nahe. Das Feuer war vollkommen erstickt. Nirgends mehr hatte sich ein Funken gezeigt. Der Alte hatte inzwischen seine Schätze in ihre vorigen Verstecke untergebracht und auch draußen sich umgesehen, ob im Tumult der Nacht nichts gestohlen worden sei. Nun wollte er ein Hinterstübchen, das an die Brandstätte grenzte, besuchen, allein der Zugang dazu war durch die übereinander geworfenen Möbel und Geräthstücke äußerst erschwert und dem zwar geistig energischen aber körperlich ganz gebrochenen Greise war es kein kleines Mühsal, sich hindurchzuarbeiten.

In diesem Stübchen war der kleine Pianist, David's Freund, den wir im Eingang unserer Geschichte flüchtig erwähnt haben, monatweise einquartiert. Richard Thalheim hatte die letzte Nacht nicht mitgemacht; er war verreis't und so schien es, daß der besorgte Hausvater auch bei seinem Miethsmann den Stand der Dinge controlliren wolle.

Als er endlich dort an der Thür angelangt war

und ausgeschnauft hatte, wollte er den Schlüssel, der gewöhnlich seitwärts an einem Nagel hing, herabnehmen, aber er fand, daß er bereits im Schlüsselloch stecke.

Als er geöffnet und in der Meinung, daß Niemand im Zimmer sei, hineingetrippelt war, das Licht in der Hand — fuhr er beim Anblick des Bettes zurück und blieb wie erstarrt stehen.

Kuchinka lag auf dem Bette des kleinen Pianisten ganz gemächlich ausgestreckt. Er war im vollsten Kaminfegeranzug, auf welchem er nach den Strapazen der vergangenen Nacht noch einen großen Luxus von Ruß und Asche mitgebracht hatte. Sogar die Pantoffeln hatte er nicht unter dem Bette, sondern erst später im Liegen neben sich abgestreift. Das Bett war ganz schwarz geworden und hatte das Aussehen eines schwarzbehangenen Katafalks, auf welchem eine Mohrenleiche liegt. Dieser Mohr aber schlief und schnarchte.

„Welche Frechheit!" rief der alte Lemberger, als ihn endlich die Wuth zu Wort kommen ließ, indem

er den Schläfer am Arm aufrüttelte, „draußen ist Euer Dienstposten, nicht hier! Ich werde mich beschweren, ich muß Schadenersatz haben! Herunter, herunter! Das Bettzeug ist ganz ruinirt, — wie könnt Ihr Euch unterstehen, in ein fremdes Zimmer einzudringen und darin so zu hausen?"

„Dankt lieber Gott und mir," erwiderte Kuchinka mit größter Gemüthsruhe, „daß Ihr und Euer Bett nicht verbrannt seid —"

„Und was sehe ich da?" rief der Alte, ihn unterbrechend und er trat, seiner Kurzsichtigkeit wegen, dem Kaminfeger näher. „Gott, da habt Ihr Euch ein Tuch umgebunden, das Herrn Thalheim gehört, einen feinen Foulard! Seid Ihr rasend? Da wäre ein Lappen gut genug, aber man nimmt nicht eigenmächtig ein seidenes Tuch, das einen Gulden kostet!"

Er bemerkte jetzt, daß eine Schublade offen stand, und rief in erhöhtem Tone:

„Aha, sogar den Kasten geöffnet! Er war geschlossen — ich war erst vor dem Schlafengehen da —

das sind Ein- und Uebergriffe, die man nicht so dulden kann. Und da soll ich Euch noch ein Trinkgeld geben? Nichts geb' ich, Nichts, aber ich jage Euch hinaus!"

Der Alte war in eine Art von Paroxismus gerathen, aber auch Kuchinka sprang endlich empor, diese Anrede hatte seinen Gleichmuth doch erschüttert.

„Wer sich so überarbeitet hat, wie ich in dieser Nacht," sprach er, „der kann nicht auf dem Fußboden draußen wie ein Hund für Euch bis zum Morgen wachen! An Euch war es, mir und den Andern zum mindesten einen Strohsack anzubieten, aber um den war es Euch leid. Ich habe mich in dieses Bett gelegt, denn ich dachte: Ihr habt ohnehin viel zu putzen, in Folge des Brandes ist fast Eure ganze Wohnung voll Kohle, Ruß und Schmutz, da wird also auch dieses Bettzeug in einer und derselben Wäsche rein werden. Auf dieses Bischen kommt nichts mehr an. Daß ich dieses Tuch genommen und es mir umgebunden habe? Was wollt Ihr? Um

Eure Habe und vielleicht auch Eure Knochen vor dem Verbrennen zu schützen, habe ich mir das halbe Gesicht aufgeschunden und das linke Knie zerschlagen — und da wollt Ihr wegen eines lumpigen Tuches Aufhebens machen? Ich mußte es haben, woher ich es kriege, wie der verwundete Soldat in der Schlacht den Verband braucht. Ich würde es abnehmen und Euch vor die gichtbrüchigen Füße werfen, wenn es an meinem blutigen Gesichte nicht wie ein Pechpflaster festsäße ..... So viel sage ich Euch heute, Ihr armseliger Filz, herzloser Geldbeutel!"

Er fuhr mit zornfunkelnden Augen zum Zimmer hinaus.

Auch der Alte war fortgeeilt, um den Vorfall wie eine Schaudergeschichte den Seinigen zu erzählen.

„Muß das gerade jetzt wieder passiren!" rief der kleine David im Stillen. „Hat mich Kuchinka verfolgt, als er noch keinen Grund dazu hatte,

was thut er jetzt, da er mich und meine Familie wegen des kleinlichen Benehmens meines Vaters haßt?“

Er überließ sich den trübsten Besorgnissen über seine persönliche Sicherheit und Würde.

Fünftes Kapitel.

Handelt vom bösen alten Piquekönig und dem verfolgten Herzbuben.

Es war am Sonntag, der dem Brande folgte. Kuchinka hatte inzwischen eine amtliche Belobung und auch den Preis für die Rettung eines Menschenlebens erhalten. Wie sehr er sich über diese Auszeichnungen an und für sich freute, so betrachtete er sie auch noch als die glänzenden Grundlagen eines noch größeren und süßeren Glückes. Er hatte nämlich seit seinem Einzuge in Lemberger's Hause die schöne Rosi aus der zweiten Etage kennen gelernt. Offenbar hatte er das Feuer, das er so trefflich zu löschen verstand,

ebenso trefflich zu schüren verstanden, denn die schöne Köchin war in ihn bald ebenso maßlos verliebt, als er in sie. Das Ereigniß mit dem Brande schien den Liebenden unverhofft den Weg zur Heirath zu ebenen. Kuchinka hielt es für unzweifelhaft, daß ihm die Behörden, die ihm jetzt so günstig gestimmt waren, kein Hinderniß entgegenstellen würden, um sich selbstständig zu machen, ja er hatte schon halb und halb die Zusage hierüber aus einem einflußreichen Munde erhalten.

So weit stand Alles schön, es handelte sich nur um ein Bischen Geld. Er hatte nichts, Rosi zwar auch nicht, jedoch die Hoffnung war vorhanden, daß deren Mutter, eine Wittwe, das kleine Kapital, welches zur Ansäßigmachung der Liebenden erforderlich war, werde herbeischaffen können.

Als heute am Sonntag Rosi zu ihrer Mutter gekommen war, welche auf der Kleinseite, hoch auf dem Hradschin, in der Nähe des Strahower Klosters, wohnte, hörte sie gute Nachricht. Das Liebespaar

sollte die nöthige Summe erhalten. Da gab's Küsse, Umarmungen, sogar Freudenthränen! Und wieder eilte Rosi heimwärts, um die großartige Nachricht ihrem Geliebten mitzutheilen.

Wie Rosi so hinschritt, im einfachen Kattunkleid, das Körbchen am Arm, eine zierliche Gestalt in der ersten Frische der Jugend, da hätte ihr es Jeder ansehen können, daß eine große Freude ihr Herz erfüllte. Die braunen Augen, klar wie Krystall, schauten hell und frei in die Welt, die sonst nur zart angehauchten Wangen glühten stärker, jeder ihrer Schritte war von der Bewegung ihres Gemüthes gehoben.

„So raucht nur, ihr Kamine," sagte sie zu sich selbst, den Blick auf die in der Tiefe gelegene Stadt gerichtet, „jetzt weiß ich erst, was ich mir bei euch zu denken habe! Wer mir gesagt hätte, daß ich mich in einen Kaminfeger verlieben würde? Habe mich doch als Kind immer vor ihnen gefürchtet — fast wie unser Canarienvogel, der ohnmächtig hinfiel,

als so ein schwarzer Mann in seinen Bauer blickte ... Und warum nicht? Nur ein großer Herr kann alle Tage schön sein. Auch Schlosser und Schmiede und Kohlenbrenner sind schwarz. Besser ein Rauchfangkehrer sein, der in die Höhe steigt, bis in die frische Luft, als ein Bergmann, der in die naßkalte Tiefe hinab muß. Es muß sogar hübsch sein, auf dem Dache zu sitzen, den Schwalben in die Nester zu schauen, die Stadt zu überblicken ..... Kurz, der Kuchinka ist ein Bursche, um den mich gewiß manches Mädchen beneiden darf. Er ist brav, sein Herz ist gut. Er hat freilich seine Fehler. Die Leute zu necken macht ihm Spaß — wie hat er den kleinen Lemberger gequält! — und schrecklich heftig ist er auch, besonders wenn man ihm ein Unrecht thut. Nun, das ist eigentlich kein Fehler. Und welche Courage er hat! Bei dem Brande ist er wie ein Held bestanden. Das war sein Ehrentag. Ja, wenn so die Flammen aus den Fenstern schlagen und das Dach in Gefahr ist und alle Anderen verzagen, da heißt es:

wer hat Muth? Die kleine Babette, die er die Leiter herabgetragen, dankt ihm das Leben. Ja, man kann ihm schon gut sein, trotzdem er die ganze Woche lang wie ein Mohr aussieht, und ich bin ihm gut von Herzen. Noch vor St. Katharina muß Hochzeit sein. Ich werde ein weißes Kleid haben mit rothen Bändern an den Achseln und vorn an der Brust. Und die Babette und die Julie sollen Kranzjungfern sein. Beide sind brave Mädchen und gönnen mir mein Glück . . . ."

Unter solchen Gedanken war Rosi bis in die Mitte der Sporner Gasse gekommen, als sie sich bei ihrem Namen angerufen hörte.

„Du, Julie?" rief Rosi, ihre Jugendfreundin erkennend, „eben habe ich an Dich gedacht. Es geht vorwärts mit meiner Heirath, bis St. Katharina kömmt alles in Ordnung und Du mußt Kranzeljungfer sein. Doch — wo gehst Du hin?"

„Ich habe einen Gang auf den Hradschin, bei der Artillerieschule," erwiederte Julie. „Komme,

begleite mich, wenn auch nur ein paar Schritte, ich habe Dir viel zu erzählen, möchte gern einer theilnehmenden Seele mein Herz lüften. Hab' ich Dich doch so lange schon nicht gesehen und dazwischen hat mich" — sie fuhr mit dem Tuche an die Augen — „viel Leid betroffen."

Rosi kehrte um und Julie begann ihr schweres Herz vor der Freundin auszuschütten. Die Arme war das Aergste, was ein Mädchen sein kann: eine eben verlassene Braut. Ihr Liebhaber, zu dem sie mehrere Jahre lang treu gehalten, ein junger Kaufmann, der von seinen Eltern ein hübsches Vermögen zu erwarten hatte, war ihr nämlich abtrünnig geworden und hatte urplötzlich nicht nur die Geliebte, sondern auch die Stadt verlassen. Die Unglückliche, gewohnt, bei allen Herzensangelegenheiten und in allen Wendepunkten ihres Schicksals höhere Mächte um Rath zu fragen, befand sich eben auf dem Wege zu einer renommirten Kartenschlägerin. Sie forderte Rosi auf, sie zu begleiten.

Rosi, deren Gegenwart so heiter und klar war, hatte dort eigentlich nichts zu suchen. Sie „glaubte auch den Karten nichts,“ wie sie sich ausdrückte, wogegen die Freundin erwiderte, dies sei natürlich, weil sie diese nie auf die Probe gestellt. Theils aus Neugier, theils aus Freundschaft und Mitgefühl gab Rosi endlich nach und begleitete die Freundin.

Die Kartenlegerei spielt bei den unteren Volksklassen eine, im Allgemeinen weit unterschätzte Rolle. Weder die Polizei, die solche Künste verbietet, noch die Religion, die sie als Zauberei verdammt, noch endlich der Rationalismus, der sie bespöttelt und verachtet, haben den Kartenlegerinnen und Weissagerinnen den Boden unter den Füßen ganz wegnehmen können. In jeder größeren Stadt leben heute noch mehrere Individuen, die sich durch diese, scheinbar einer vergangenen Culturperiode angehörige Kunst ihr Leben oft ganz behaglich fristen. Das liebende Mädchen, das Weib, bei welchem etwas in Verlust gerathen, erholen sich Raths bei Kartenschlägerinnen, ja es ist

gar nicht selten, daß Damen aus höheren und höchsten Ständen solche Orakel nicht verschmähen. Mancher Arzt, der sich in seinen Studienjahren redlich geplagt, hat Tagesüber nicht so viel Consultationen, als irgend eine alte Lenormand in einem Kellerloche, die kaum Gedrucktes im Buche, wohl aber Zukünftiges und Verborgenes in Kartenblättern lesen zu können vorgiebt.

Die Welt von heutzutage ist sehr rationalistisch geworden und doch ist sie noch immer des Wunders voll. Tausende von Leuten wenden noch Sympathiemittel an, Tausende glauben an Vorbedeutungen und Ahnungen, an weissagende Träume, an ominöse Begegnungen, an den bösen Blick, an Unglückstage, an welchen man nichts unternehmen soll. Kurz, neben der christlichen Magie, welche sich an Gnadenaltären und Wallfahrtsorten bethätigt, geht noch immer eine andere, halb heidnische, im Schatten umher. Nicht nur die Landbevölkerung, auch Städter huldigen ihr noch immer. So ist die Existenz der Kartenschlägerinnen,

dieser modernen Hexen, erklärbar. Man mag über sie denken, was man will, unbestreitbar ist's, daß man manchen dieser Individuen eine Menschenkenntniß, eine Höhe der Psychologie zuerkennen muß, die geradezu räthselhaft ist.

Die Sonne senkte sich bereits zum Untergange, als die beiden Freundinnen in eine enge, öde, schmutzig aussehende Gasse auf dem Hradschin hinter dem erzbischöflichen Palast einbogen. Dort, seitwärts von der „Gimpelallee“ — so genannt, weil Domherren da zuweilen im Schatten der spärlichen Bäume spazieren gehen sollen — liegt ein ganz öder Stadttheil. Hier wohnt ein verschämtes Beamtenproletariat, das sich am liebsten hinter seine vier Mauern verbirgt. Kein Laden, kein Kaufgewölbe! Die Gassen sind so unbetreten, daß Gras zwischen den Pflastersteinen wächst. In dieser Gegend, in einem schwarzen, jahrhundertalten Hause, der Artillerieschule zunächst, haus'te die greise Sybille. Man stieg ein paar Stufen hinab und stand in einem öden Hausflur. Drinnen

mochte schon Jemand jedes Herankommenden lauschen, denn eine Thür ging auf, ein Mädchen blickte heraus und bat, einzutreten. Man befand sich in einem halbdunklen Zimmer, dessen vergitterte Fenster auf dem Niveau des Gassenpflasters standen, so daß, wenn Jemand in der engen Gasse am Hause vorüberging, man nur dessen Beine bis an's Knie sehen konnte, was anfangs einen gar seltsamen Eindruck machte, da es aussah, als gingen die Beine allein spazieren. Eine große Uhr, in geschwärztem Holzgehäuse, tickte an der Wand, ein schwarzer Kater, wie es scheint, der unzertrennliche Gefährte aller Adepten der schwarzen Kunst, schlief auf einer, mit einem Teppich bedeckten Kommode. Sonst waren von Möbeln nur ein Bett und ein einziger Tisch im Zimmer; dafür waren mehrere Stühle im Hintergrunde im Halbkreis aufgestellt, denn es war nicht selten, daß Leute warten mußten, bis die Reihe, ihr Schicksal zu hören, an sie kam.

Die Kartenschlägerin war eine kleine, bucklige

Frau, hoch in den Sechzigern, mit fahlem Gesicht und stechendem Blick der schwarzen, forschenden Augen. Sie nahm, ohne besondere Anrufung der Höllenmächte, ein Spiel schrecklich gebrauchter Karten aus der Schublade, ließ die verlassene Braut eigenhändig abheben und legte dann die einzelnen Blätter reihenweise auf den Tisch.

Sie betrachtete auffallend lange Zeit die vor ihr daliegenden Karten, endlich sagte sie mit gedämpfter Stimme, die immer nur halblaut ihr Orakel auszusprechen gewohnt war:

„Eine solche Karte habe ich schon lange nicht beisammen gesehen! Sie liegt vor der Hand nicht gut, aber, meine Liebe, Sie werden bald ein fröhliches Gesicht machen, denn Alles, was die Karte jetzt zeigt, geht auch bald vorüber und alles, was Sie drückt, wird in Kurzem umschlagen und Sie werden eines ungewöhnlichen Glückes theilhaftig werden."

Hierauf machte sie sich an die Deutung der Karten und bezeichnete dem gläubig und vertrauungs-

voll zuhörenden Mädchen die näheren Wege, auf welchen es das bevorstehende Glück erreichen werde.

Erregung der Hoffnung verfehlt selten den Zweck. Das Mädchen wurde sehr aufgeräumt und belohnte die Alte mit doppeltem Trinkgeld.

„Und Sie, meine Liebe,“ wandte sich die Sybille an Rosi, „wollen nichts über Ihre Zukunft erfahren?“

Rosi war selbst lüstern geworden, eine Frage an das Schicksal zu thun. Es war weniger Bedürfniß des Gemüths, als weibliche Neugier, welcher sogar der Humor nicht fehlte.

„Nun gut! Legen Sie mir auch die Karte,“ sagte sie zur Alten. „Mir ist mein Liebster untreu geworden und ich möchte wissen, ob er zurückkehrt oder schon eine Andere hat.“

Nachdem die Alte die Karten frisch gemischt, Rosi abgehoben und die Sybille die Karten gelegt und betrachtet hatte, sagte sie mit großer Bestimmtheit:

„Das ist nicht wahr, daß Ihnen Ihr Liebhaber untreu geworden. Entweder haben Sie mich irre führen wollen, oder Sie sich falsch berichtet. Im Gegentheil, Ihr Liebhaber denkt nur an Sie und wenn es nach ihm ginge, würde er Sie lieber morgen, als übermorgen heirathen.“

Rosi, ganz frappirt, sah die Freundin an und auf den Mienen der Letzteren lagerte sich Ehrfurcht vor den untrügerischen Prophetenaugen der Kartenschlägerin.

Die Alte fuhr fort:

„Sie selbst haben auch nichts, als das Heirathen im Kopfe. Es stehen Ihnen Beiden zwar allerlei Hindernisse noch entgegen, aber alle sind klein und zu besiegen.“ Sie zeigte zur Beglaubigung des Gesagten auf das Herzaß. „Aber hier ist eine Karte, die besser gar nicht da sein sollte! Ich meine den Piquekönig, der gerade zwischen der Herzdame und dem Herzbuben steht. O, das bedeutet nichts Gutes, im Gegentheil, Ihre Angelegenheit wird im besten Laufe

rückgängig werden! Ihrem Liebhaber steht noch eine schwere Prüfung bevor und Sie werden dabei viel Thränen vergießen."

„Warum?" fragte Rosi, „was bedeutet der Piquekönig?"

„Das ist," gab die Kartenschlägerin zur Antwort, „ein alter Mann, der zur Stunde zwischen Ihnen und Ihrem Liebhaber steht. Er sinnt gegen Sie Zwei Etwas, hat es aber noch nicht ausgeführt. Jedoch der Schlag wird nicht ausbleiben. Mehr läßt sich nicht sagen. Hier — Piquesieben steht ganz allein da. Wollen wir die Karte noch einmal legen?"

Als die Alte die Karten wieder gemischt hatte und frisch legte, sah ihr Rosi mit größerer Neugier, als anfangs, ja sogar mit Unruhe zu, es wurde ihr aber völlig unheimlich zu Muthe, als in der letzten Kartenreihe der Herzbube und knapp neben ihm der Piquekönig wieder erschien.

„Er läßt nicht los!“ rief die Alte, auf den Piquekönig ihren dürren Finger legend. „Da, sehen Sie selbst! Das ist ein böser, sehr böser Mensch! Der wird Ihnen was zu schaffen machen! Was er gegen Sie Beide hat, daß er Sie so verfolgt, weiß ich nicht, denn Eifersucht ist es nicht, Feindschaft eben auch nicht, es ist ein ganz Unbekannter, aber Sie können von Glück sagen, wenn Sie es überstehen! Dieser alte Mann hat alle seine Gedanken,“ sie zeigte dabei auf gewisse Karten, „gegen Ihren Liebhaber gerichtet, an Sie denkt er gar nicht; was Sie treffen wird, wird wegen Ihres Liebhabers auf Sie kommen. Sie werden viel weinen! Der alte Mann wird Ihr Unglück sein. Wegen dieses alten Mannes wird Ihr Liebhaber eine Reise machen müssen — gar nicht weit, sondern nur ganz in der Nähe und damit wird alles Unglück beginnen. Wenn es möglich wäre, daß er die Reise nicht machte, sondern zu Hause bliebe, so wäre Alles abgewendet und das Glück, das Ihnen bevorsteht, so gut wie gemacht.“

Die beiden Mädchen verließen die Hexe in einer Stimmung, die jener entgegengesetzt war, in welcher sie hingekommen. Die verlassene Braut war voll hochgespannter Erwartungen und Rosi wehrte sich umsonst gegen die Einflüsterungen der Besorgnisse, welche die unheimliche Weissagung in ihrer Brust wachgerufen hatte.

An der Schloßstiege, dort, wo das Auge den Ueberblick für das weite Häusermeer von Prag hat, blieben die Mädchen, an der Steinbalustrade, stehen.

„Seltsame Frau," dachte Rosi, „wie bestimmt sie mich zurechtwies, als ich sie irreführen wollte! Kann in den Karten was liegen? Es sind bemalte Blätter, immer dieselben, für Alle, die kommen. Und doch, und doch! Es soll auf die Hand ankommen, die sie mischt! Man hört immer, daß es Leute giebt, Eines unter Millionen, die in die Zukunft schauen. Seltsame Alte! Von den Menschen kann sie, was sie

spricht, nicht haben, sie wohnt am allerletzten End' der Stadt, kömmt vielleicht das halbe Jahr nicht aus ihrer Gasse, hat mich nie gesehen. Auch forschte sie mich nicht aus, sah mir kaum in die Augen. So wär's doch in den Karten? Wer doch der Piquekönig sein mag? Ach, dummes Zeug, es ist nichts dran! Das Weib sagt, was ihr durch den Kopf geht; trifft's jetzt nicht ein, so ist's für später gemeint, so muß sie immer Recht behalten. Warum sagt sie nicht das Vergangene? Mit dem Zukünftigen hat man's leicht, das wartet! Und doch — ich bin ganz außer meinem Humor, wie wenn mir etwas geschehen sollte. Es ist nicht der schwüle Abend allein, der mir den schweren Kopf macht. Ich lasse mich so bald nicht wieder bereden, zu einer Kartenschlägerin zu gehen!"

Es war beinahe schon dunkel, einzelne wenige Sterne waren am Himmel hervorgetreten, die ganze Stadt lag unabsehbar, mit tausend sich nach einander entzündenden Lichtern, in der Tiefe da, die Gasflammen der Brücke und die rothen Lichter bei der St.

Johannesstatue spiegelten sich im Strome; fern, in der Richtung gegen den Wisehrad zu, wetterleuchtete es unaufhörlich.

„Es wird wohl," sagte Rosi nach einer langen Pause zu ihrer Freundin, „mit dem Kartenlegen so sein, wie mit dem Traumdeuten. Das Verkehrte kommt immer als das Richtige heraus. — Doch nein," — fügte sie nach einer Pause hinzu, „nur bei mir soll das so sein; was Dich betrifft, soll die Alte Recht behalten, in Allem Recht behalten; Du verdienst es, Liebe! Nun, die Zeit wird Alles klar machen. Laß uns gehen."

Am Ende der Brücke trennten sich die Freundinnen.

Als Rosi nach Hause gekommen war, kam ihr ihre Dienstfrau, die alte Beamtenswittwe, ganz aufgeregt entgegen. Rosi glaubte, es sei, weil sie über die Zeit hinausgeblieben, aber die Frau schien ganz andere Dinge im Kopf zu haben.

„Weißt Du es schon?“ fragte sie das Mädchen wie bei einer Unglücksbotschaft.

„Was denn?“ — fragte Rosi ganz bestürzt, wie durch ihre Ahnungen auf das Schlimmste vorbereitet.

„Der Kuchinka ist so eben von einem Gensd'armen verhaftet und abgeführt worden! Vor einer halben Stunde wärst Du ihm auf der Treppe begegnet. Warum es eigentlich geschehen, weiß ich nicht, so viel ist gewiß, daß bei dem Brande im ersten Stockwerke unten eine Werthsache fortgekommen ist und daß die Verhaftung auf die Klage des alten Lemberger hin erfolgt ist.“

Rosi fiel auf einen Stuhl hin. Die Thränen, welche ihr vor Kurzem geweissagt worden waren, fingen schon reichlich zu fließen an. Die kleine Reise, mit welcher ihr und Kuchinka's Unglück beginnen sollte, war offenbar der Weg in den Kerker

und der schreckliche Piquekönig unstreitig der alte Lemberger!

„Wie haben die Karten Recht gehabt!“ jammerte das unglückliche Mädchen.

Und wie unter dem Druck eines Verhängnisses, gegen das der Mensch wehrlos ist, blieb sie gleichsam gelähmt. Gespenstiger Schreck, daß dies Alles vorher verkündigt gewesen, und, so sinnlos es sei, doch hatte eintreffen müssen, beherrschte ihr Gemüth. Ueberzeugt von der Unschuld Kuchinka's fühlte sie mit ihrem Mitgefühl auch ihre Liebe wachsen. Armer, der für seine aufopferungsvolle Thätigkeit solchen Schimpf geholt! Das war ihre immer wiederkehrende Klage. Zum ersten Mal im Leben war ihr junges, sonst so fröhliches Herz wie unrettbar in Kummer getaucht; ihr war als solle der Mensch nie vorschnell jubeln und sich ein Glück träumen, um nicht schadenfrohe Geister, die hinter seiner Ferse lauern, herauszufordern.

Sechstes Kapitel.

Handelt vom Talisman des kleinen Pianisten Thalheim.

Mit Kuchinka's Verhaftung hatte es folgende Bewandtniß.

Der kleine Pianist Thalheim, welcher während des Brandes abwesend gewesen, hatte von jener Schreckensnacht erst bei seiner Rückkehr etwas erfahren. Obwohl von seinem Bette die Spuren verschwunden waren, daß Kuchinka jemals dort gelagert und auch alles Uebrige in besserer Ordnung als gewöhnlich war, lag es doch nahe, nachzusehen, ob Alles, was einen Werth repräsentirte, im Zimmer

vorhanden sei. Der kleine Pianist, ein armer Teufel, war mit seinem Inventar bald fertig. Wenn man seine Hosen und Strümpfe nicht zählte, so konnte es nur zwei Dinge geben, auf welche er ein wachsames Auge zu richten hatte. Dies waren erstlich seine noch ungedruckten Compositionen und zweitens ein alterthümliches Geschmeide. Die ersteren hatten freilich nur für ihn einen Werth, das letztere jedoch auch für Sachverständige. Der alte Lemberger, der berühmte Kenner von Juwelen und Schmuckgegenständen, hatte Thalheim vor längerer Zeit dreihundert Gulden dafür geboten, allein der Besitzer ließ sich, trotz seiner beständig gedrückten Lage, zum Losschlagen des Geschmeides nicht bewegen. Es war ein altes Erbstück, welches in Thalheim's Familie von Glied zu Glied gewandert war und für ein beinahe heiliges Vermächtniß galt. Thalheims Großmutter und Mutter, die aus Polen stammten, hatten es getragen, und nur dessen künftigem Eheweibe konnte es übergeben werden, wenn nicht die ehrwürdigsten Traditionen des

Hauses mit Füßen getreten werden sollten. Thalheim, der vom Unterrichtertheilen lebte, hatte schon oft Hunger gelitten, er hatte, um der Kunst treu zu bleiben, sich von Allem trennen müssen, was elterliches Erbe hieß, aber die Versuchung, das Halsgeschmeide zu verkaufen, war ihm noch nie nahe gekommen. Der Gedanke hätte in seinem Kopfe gar nicht aufkommen können. Von Allem abgesehen, war doch auch der Geldwerth für einen so armen Schlucker nichts Geringes, denn wenn der alte Lemberger, der das Princip hatte, äußerst wohlfeil einzukaufen, dreihundert Gulden geboten hatte, so durfte man dreist annehmen, daß es auch noch Käufer geben werde, welche ein Doppeltes und Dreifaches bezahlten.

Man kann sich die Bestürzung denken, in welche der junge Künstler gerathen war, als sich bei der Revision seines Kastens sein Schmuck nicht vorfand, obwohl das ganze Zimmer auf das Sorgfältigste durchsucht worden war. Auf den

Lärm, den er erhob, waren die Hausleute herbeigekommen.

„Wo war der Aufbewahrungsort des alten Schmuckes?" fragte der alte Lemberger.

„Hier, in der ersten Schublade dieser Commode," gab der Pianist trostlos zur Antwort.

„Wann haben Sie ihn zuletzt dort gesehen?"

„Den Tag vor dem Brande, am Tage, da ich abreis'te."

„War die Commode mit dem Schlüssel zugesperrt?"

„Ach nein! der hat gesteckt. Ich wohne so lange hier und verschließe Nichts, als gehörte ich zur Familie. Wer sollte mir hier Etwas nehmen?"

„O leichtsinniger Mensch!" rief Lemberger. „Wer läßt einen Commodenkasten auf, vollends wenn er sich auf Tage lang entfernt? Aber so sind die Künstler, leichtsinnig, geschossen! Wir freilich nehmen Ihnen nichts, aber giebt es nicht unvorhergesehene Fälle, denen man begegnen muß? Hundertmal ge-

schieht nichts, das hundertste Mal wird man ausgezahlt. Man muß an Alles denken. Haben Sie je gesehen, daß ich einen Kasten oder eine Schublade offen lasse? Nie geschieht mir das, nie! Ich kann mich doch auch auf meine Leute verlassen. Aber besser ist besser. Es giebt Fälle, die Niemand voraussieht. Wer hätte z. B. geglaubt, daß bei uns Feuer ausbrechen kann? Nein, ich auch nicht. Und doch brach es aus. In der Verwirrung, die ein solches Ereigniß herbeiführt, ist schon tausendmal gestohlen worden, auch wenn man es den Leuten nicht so vor die Finger legt, wie Sie es gethan haben. Thalheim, Thalheim, es ist gewiß, daß der Schmuck in der schrecklichen Nacht fortgekommen ist, und kann ich Ihnen ihn auch nicht gleich schaffen, so kann ich Ihnen doch den muthmaßlichen Thäter angeben. Es ist der Kaminfeger Kuchinka, nur der kann es sein!"

Der Alte entwickelte nun seine Verdachtsgründe, und es war nicht zu leugnen, daß die ganze Reihe derselben auf Kuchinka's Thäterschaft hinausführten.

Er hatte sich erlaubt, den am Nagel hängenden Schlüssel herabzunehmen und ein fremdes Wohnzimmer zu öffnen. Dort hatte er, frei wie ein Kroat im dreißigjährigen Kriege gehaus't und verwüstet, was zu verwüsten war. Er hatte den Foulard aus der Commode genommen, sein Gesicht damit zu verbinden und das Tuch noch nicht einmal zurückgestellt. Das waren gewiß Bedenken erregende Eigenmächtigkeiten. Die Schublade, aus welcher er den Foulard genommen, hatte der alte Lemberger, als er dort eintrat, offen gefunden, und in der nämlichen Schublade war der Schmuck aufbewahrt gewesen. Der alte Lemberger meinte, bei der Erzählung des Streites, den er damals mit Kuchinka gehabt, daß sich der letztere deshalb wohl nur, zwar grob, aber ohne Gewaltthätigkeiten zurückgezogen habe, damit er nicht aufgefordert würde, sich die Taschen untersuchen zu lassen. Bei dem Allen war das Schlimme, daß auch ein Motiv nahe lag, aus welchem sich der Kaminfeger zur That getrieben fühlen mochte. Es war

nämlich bekannt, daß er Geld brauchte, um Rosi heirathen zu können. Kurz vor dem Brande, ehe also Rosi's Mutter die nöthige Summe aufgetrieben, hatte Kuchinka zu einem seiner Collegen geäußert, er müsse Geld haben und solle er sich dafür dem Teufel verschreiben.

Nachdem das Gericht von allen diesen Umständen nach erfolgter Anzeige Kunde erhalten, glaubte es nicht säumen zu dürfen, Kuchinka zu verhaften. Die gleichzeitige Haussuchung lieferte bei ihm vor der Hand kein Resultat. Man fand nur den Foulard, welcher rein gewaschen bei der übrigen Wäsche des Inquisiten lag.

„Und ist auch bis jetzt noch nichts da, glaube mir, der Schmuck findet sich wieder," tröstete David seinen kleinen Freund. „Er ist so kenntlich, die Polizei entdeckt ihn!"

„Ich weiß nicht," antwortete der Kleine, „doch will ich's hoffen. Fände er sich nicht mehr, ich glaubte, ich hätte kein Glück mehr in der Welt. Er war

mein Amulet, mein Talisman! Er vergegenwärtigte mir, wo ich auch war, meine Mutter, die ich so früh verlor. Sah ich ihn an, war ich nicht mehr arm, ich war satt und im Winter fror ich nicht mehr. Wie schön waren die Rubine! Ihr Strahl lachte mir in's Herz! Und die edle Perle in der Mitte, sie leuchtete so mild! Die, die ich lieben würde, sollte den Schmuck einst tragen. Und sieh', ich wußte schon, wem er gehören würde. Du siehst mich groß an, David? Ja, nicht ohne Grund bin ich so oft von Prag abwesend. In Bercun lebt sie, der ich ihn zugedacht. Findet sich der Schmuck nicht wieder, dann ist's ein Omen, dann fürchte ich, lache mich nicht aus, ich habe auch sie verloren!“

Siebentes Kapitel.

Welcher Traum den kleinen David Lemberger aufschreckt und was er beim Erwachen sieht.

Abgesehen von dem Bedauern, daß sein Freund, der wahrlich nicht zu viel besaß, um etwas verlieren zu können, einen solchen Verlust erlitten, konnte die neue Wendung der Dinge Niemandem gelegener kommen, als dem kleinen David, der kurz vorher vor Kuchinka's Rache gezittert hatte, und sich nun plötzlich von seinem Verfolger, anscheinlich für immer, befreit sah. Er hatte, nachdem der Spitzbube verhaftet war, die erste ruhige Stunde nach langer, sorgenvoller Zeit.

Und doch war's, als solle er nie mehr zu einer behaglichen Stimmung gelangen. Des Alten Habsucht, die stets wildere Formen annahm, quälte Weib und Sohn unaufhörlich. Immer gab's Streit, immer Vorwürfe, daß zu viel im Hause aufgehe, daß man prasse und mit dem sauer erworbenen Gute sinnlos verfahre. Die kleinste Ausgabe war dem Alten zu groß, das kärglichste Mahl zu sumtuös. Hausgeräth und Linnen sollten ewig dauern. Umsonst legten Frau und Sohn ihre Sparpfennige zusammen, damit die Wochenrechnung kleiner ausfalle, umsonst schaffte die Mutter das Nöthigste im Haushalt von ihrem Gelde an, immer wurde sie gescholten, daß sie nicht einzukaufen verstehe und sich von der Magd betrügen lasse, und doch war die kleine Babette die Redlichkeit selbst.

Der putzsüchtige Sohn mußte seine neuen Kleider verborgen halten, nicht anders, als wenn sie gestohlen wären, denn der Alte konnte über den Kleiderluxus, wie er die Anschaffung des bescheidensten Hals-

tuchs, der wohlfeilsten Weste nannte, außer sich gerathen.

An einem Abend, als der Alte nach Hause kommend, den Sohn mit einem neuen Hute antraf und zugleich einer armen Frau begegnete, welche einen vollen Topf mit Speisen von oben herabtrug, gab's einen schrecklichen Streit in der Familie Lemberger.

„Wo ständet Ihr Beide wohl," rief der Alte, „wenn ich nicht für Euch gesorgt hätte? Ich habe mir's sauer werden lassen und habe gespart mein Lebenlang an Kost und Kleidern, an Wohnung, Holz und Licht, und habe gelebt, wie ein gemeiner Mann. Ich bin auch nichts Anderes. Da straft mich Gott, daß ich zum Sohn bekommen habe einen Cavalier, und zur Frau eine Dame, die am liebsten wie eine Fürstin immer Almosen austheilte den Bedürftigen. Als ob wir nicht selbst noch bedürftig werden könnten und erleben könnten schreckliche Zeiten von Revolution und Staatsbankerott, Zeiten der Hungersnoth, wo die Todesengel herumlaufen auf

den Gassen! Aber das machen die verschiedenen Ansichten. Ich bin aufgewachsen in der Meinung, daß man den Kreuzer dreimal umdrehen soll, ehe man ihn ausgiebt, und Ihr in der Meinung, daß es nicht nobel, den Kreuzer anzusehen. Mein Grundsatz hat mich zu dem gemacht was ich bin, Euer Grundsatz, Eure Verschwendung kann uns noch Alle herabbringen ....“

„Wie Du übertreibst,“ rief der Sohn, „und die Dinge schwarz ansiehst! Wir wären Verschwender? Verschwendung wäre es, wenn man sich eben das Nöthigste gönnt? Du sparst den Kreuzer. Ist das nöthig? Ein Grundsatz, der für eine Zeit ganz gut war, kann unter anderen Bedingungen überflüssig und schädlich werden. Den Kreuzer sparen ist gut, so lang' man Nichts hat, aber jetzt — Du bist reich —“

„Reich!“ rief der Alte mit dem Ausdruck der Empörung. „Wer sagt das? Wer?“

„Sagen wir also wohlhabend. Ist es da Recht,

daß Du, schon alt, Dir den Bissen abkargst, Holz, ein warmes Gewand, jede Annehmlichkeit des Lebens versagst —"

„Annehmlichkeiten! Das fehlte noch!" rief der Alte ganz außer sich. „Brauche keine Annehmlichkeiten. Annehmlichkeiten wären mir das Schrecklichste! Weil Du verschwenden möchtest, soll ich mir Annehmlichkeiten machen? Daher die Theilnahme? Behalte sie!"

Ein widriger Vorfall schnitt jede weitere Debatte ab, reizte aber die Gemüther noch mehr. Eine Dame trat ein. Zu den Geschäften des alten Lemberger gehörte auch das Leihen auf Pfänder, und so hatte er denn dieser, einer Officierswittwe, Geld auf einen Ring geliehen, einen uralten Goldreif mit einem werthvollen Brillanten.

Bei solchen Geschäften pflegt der Schuldner einen Brief zurückzulassen, in welchem er bestätigt, bei Zurücklassung dieses oder jenes Gegenstandes als Pfand so und so viel Gulden erhalten zu haben

(Zinsen werden gleich hinzugerechnet), die Rückzahlung an einem bestimmten Tage verspricht, im Falle der Nichtzahlung aber den Pfandleiher zum Verkauf des Gegenstandes bei Rückstattung des Mehrbetrags autorisirt.

Gegen die Aufnahme dieses letzten Passus in dem Briefe hatte die alte Frau eifrig protestirt, aber entweder hatte sie das Geld recht nöthig oder sie hatte alles Zutrauen zu ihrer Zahlungsfähigkeit: sie unterschrieb. Lemberger, der nicht eben bei Kasse zu sein vorgab, hatte wenig hergegeben. Indeß verstrich die Frist, zwei, drei Tage gingen darüber weg, nun erst kam die Alte.

„Hier bring' ich das Geld zurück," rief sie gleich beim Eintreten, „die Zinsen über die Verfallszeit hinaus, rechnen Sie nach Belieben, ich will den Ring!"

„Den Ring?" erwiderte Lemberger mit nachlässiger Ruhe. „Ich hab' ihn nicht mehr — ich habe Geld gebraucht — hab' ihn verkauft. Was

ich dafür mehr erhalten, sollen Sie haben, jeden Kreuzer."

„Ich will kein Geld, ich will den Ring — ich habe Sie für einen redlichen Mann gehalten!" rief die Alte. „Es ist ein Andenken an meinen seligen Mann, mir unschätzbar! Nehmen Sie meinetwegen ein Reugeld, rechnen Sie die Zinsen nach Belieben, aber den Ring, den Ring!"

„Und hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß ich ihn nicht mehr habe?" rief der Jude. „Dreiundzwanzig Gulden hat mir Weissenberg dafür gezahlt — ein Kauf unter Brüdern! Mir kamen fünfzehn Gulden zu, hier ist der Rest! Acht Gulden!"

„Herr des Himmels, nicht zwei Tage haben Sie gewartet! Das ist himmelschreiend, das thut kein ehrlicher Mann!"

Die Frau schrie, weinte, tobte, endlich drohte sie mit der Polizei, Wucherer gehörten in's Criminal.

Der Alte erbos't, außer sich, warf sie so zu sagen die Treppe hinab.

Seit einiger Zeit steigerte sich seine Wildheit fast bis zu Paroxismen.

Die häßliche Scene war zu Ende, die jammernde Frau war fortgegangen, stumm, doch mit vorwurfsvollem Blick sahen Mutter und Sohn das greise Familienoberhaupt an, das finster in der Ecke saß. Erst als es kurz gute Nacht gewünscht hatte und fortgegangen war, brach die Mutter ihr Schweigen.

Sie sagte zum Sohn:

„Der Vater hat noch den Ring! Gewiß, er hat ihn noch! Weißt Du was, mein Sohn? Wenn wir es geschickt anstellen, kann ein Bekannter dem Vater den Ring abkaufen, wir stellen ihn der armen Frau zurück. Ich gebe das Geld!"

„Auch ich will mein Theil dazu geben, gute, gute Mutter!" rief der Sohn, ihre Hände küssend. „Nicht wahr, wir wollen das Geld der Armen nicht, kein ungerechtes Gut im Hause?"

„Du bist ein guter Mensch," sagte die Mutter. „Gottes Segen wird mit Dir sein, wie Du schon

den Segen der Mutter hast. Und nun geh' schlafen . . . . ."

David ging zu Bette, aber die heimlich fortwirkende Aufregung, welche solche Vorfälle im Gemüthe zurücklassen, warf ihn noch lange herum, und er konnte nicht einschlafen. „Ach," dachte er, „wären noch Viele der Unsrigen wie mein Vater, das Urtheil des Volks gegen uns Juden wäre nicht ungerechtfertigt. Wie verhärtet ist sein Gemüth! Wie unersättlich ist er! Geld, Geld, Geld, das ist sein einziger Gedanke, der Ersatz für Menschenachtung, Ehre, für alle Freuden, für Alles, was sonst ein Mensch liebt und was ihm Nichts ist. Von einer Spekulation eilt er zur andern und hat nie genug. Jeder Gewinn schärft nur seinen Durst, — mir ist's oft — verzeihe mir Gott — als nähre er in seinem Innern ein reißendes Thier, das ihm nur, wenn es sich satt gefressen, ein Weilchen Ruhe läßt, um ihn gleich darauf mit um so heftigerer Begier zu quälen. Sind noch Viele der Unsrigen so? Ach, unsere ganze Ver-

gangenheit, wie sie in den Blättern unserer heiligen Geschichte verzeichnet, hat einen so harten, herben, blutigen Charakter! Jahrtausende gingen hin, es ist wie von des Färbers Hand die Spur nicht abzuwaschen . . . ."

Endlich schlief er ein und hatte einen seltsam ängstigenden Traum. Sein Vater war fortgegangen und hatte ihn im Gewölbe zurückgelassen, dieses aber dehnte sich aus nach allen Richtungen und war groß geworden wie das Schatzhaus Korach*). Verschlossene Kisten, mit Kostbarkeiten angefüllt, standen überall umher. Nun aber befand sich das Gewölbe nicht mehr in der Stadt, sondern in einer ungeheuren Oede, wo nur Räuber wohnten, und David mußte es bewachen. Es war Nacht, eine Lampe, die er in der Hand halten mußte und die ewig dem Verlöschen

*) Das Schatzhaus Korach beherbergt einen Schatz, den die Juden bei der Ankunft des Messias erben werden. Es gehören dazu so viel Schlösser und Schlüssel, alle aus Leder gemacht, als dreihundert Maulesel tragen können. Sanhedrin, Fol. 110.

nahe war, erhellte den Raum. David ging rastlos umher, die Kisten zählend, bald mußte er Kellertreppen hinabsteigen, bald wieder an allen Thüren die Vorhängeschlösser prüfen. Er fühlte sich unendlich elend und arm bei solchem Reichthum. Es bangte ihm um sein Leben, denn Räuber wußten, daß er hier allein hause. Er war hungrig und wagte nicht auszugehen, und ein Stück Brod wäre ihm lieber gewesen als jeder funkelnde Edelstein. Er war schon Tagelang so umhergegangen, es war schrecklich, daß Vater, Freunde, Verwandte ihn so allein ließen. Er hatte sich niedergesetzt und lauschte, ob Jemand komme . . . . Da hörte er mit geschärftem Ohre ein Brecheisen arbeiten und es war klar, daß Diebe thätig seien, das Schloß von einer der Eisenthüren abzulösen. Angst packte ihn, hier in der Dämmerung erschlagen zu werden, er war so hilflos, so schwach, so ohne Waffe und das Eisen arbeitete fortwährend, jeden Augenblick konnte das Schloß fallen — er that einen Schrei und erwachte.

Sein Herz schlug noch ängstlich, kalter Schweiß bedeckte Haupt und Brust, er wollte sich besinnen und zu sich kommen und fing in sitzender Stellung zu horchen an. Alles war todtenstill. Plötzlich — ja, es war doch nicht Alles Traum gewesen — vernahm er wirklich ein dumpfes Geräusch, wie wenn Jemand mit einem eisernen Instrument handthiere oder ein Dieb vorsichtig und in langsamen Absätzen irgend Etwas ablöse. Es war ihm jetzt klar, daß dieses Geräusch sich schon während des Schlafes seinen Ohren bemerklich gemacht, und daß es seine aufgeregte Phantasie mit andern Bildern seines Traumes in Zusammenhang gebracht . . . .

Er sprang aus dem Bette und horchte dicht an der Thüre, durch deren Ritzen Licht hervorschimmerte. Er zweifelte nicht, daß eine Zange leise thätig sei, denn der Ton, als ob Etwas zusammengezwickt werde, war ganz deutlich, aber die Frage, wer dort zu so ungewöhnlicher Stunde Etwas zu thun haben könne, trat an ihn mit aller Besorgniß und Angst heran.

Noch einmal legte er sein Ohr an, ehe er Allarm rufen wollte, da drang ein unterdrücktes Hüsteln mitten durch den Klang des fortarbeitenden Instrumentes herüber und dieses eigenthümliche Hüsteln ließ dem Kleinen keinen Zweifel, daß sein alter Vater dort sei. Er machte sofort, ohne sich zu besinnen, die Thüre auf und hatte Recht.

Der alte Lemberger stand barfuß, im Schlafrocke an einem Tisch, auf welchem allerhand kleine Stahlwerkzeuge herumlagen. Dazwischen blitzten grüne und rothe Edelsteine hervor.

Das unerwartete Eintreten des Sohnes schien den Alten mit Entsetzen erfüllt zu haben. Sein fahles, tausendfach von Runzeln durchfurchtes, zusammengekniffenes Gesicht war mitten in einer convulsivischen Bewegung erstarrt. Die hinabhängenden Arme zitterten, die Kniee schlotterten.

„Um des Himmelswillen, was giebt's?" rief der Sohn.

Der Alte gab lange keine Antwort, erst langsam

sammelte er sich und sagte mit erstickter Bewegung und beinahe meckernder Stimme:

„Eine kleine Arbeit! Ich beschäftige mich ein Bischen, denn ich bin so schlaflos — kann kein Auge zumachen —“

Dabei griff er mit Tigerhast nach einem Gegenstande, der auf dem Tische lag und ließ ihn in die Tasche seines Schlafrocks verschwinden.

David hatte kaum Zeit gehabt, zu sehen, was es war, doch es schien ihm irgend ein Juwelierartikel.

In demselben Augenblick, als der Gegenstand verschwunden war, schrie der Alte mit großer Heftigkeit:

„Fort! Fort! Hinaus! Was hast Du hier zu thun, naseweiser Bursche! —“

„Ist es nicht natürlich, daß ich unter diesen Umständen hier erscheine —“ wollte David beginnen.

„Natürlich ist es,“ schrie der Alte, „jetzt zu schlafen, nicht umherzuhorchen. Scheere Dich —“

„Ich gehe," sagte der Kleine, der nicht wußte, was er über diese unerwartete Heftigkeit zu denken hatte. „Ich verdiene aber solches Schelten nicht — ich wußte nicht —"

„Nein, nein," sagte der Alte begütigend. „Du weißt, alte Leute haben Launen! Geh', geh' schlafen —"

David wollte schon gehen, als er Etwas zu seinen und des Vaters Füßen auf dem Boden liegen sah. Er hob es auf und legte es auf den Tisch. Es war ein altes Futteral, welches er, obwohl er es aufgehoben, kaum angesehen hatte. Erst jetzt lenkte er seine Aufmerksamkeit darauf, als er plötzlich seinen Vater in denselben Zustand gerathen sah, in welchem er ihn beim Eintreten gefunden. Der Alte war keines Wortes mächtig, keiner Bewegung fähig.

David ergriff das Futteral und sah es genau an, da riß es ihm der Alte, wie ein Geier aus der Hand und rief:

„Ich haue Dich nieder, wenn Du nicht gehst —"

„Mein Gott —" rief David zurücktaumelnd und die Hand vor die Stirn schlagend, wie um den Gedanken, der ihm gekommen war, todtzudrücken. Zögernd und anfangs unsicher sagte er:

„Das Futteral — wie kommt das Futteral hierher?"

„Ein Futteral sieht dem andern gleich," erwiderte der Alte rasch, doch mit entsetzlicher Verlegenheit.

„Nein," sagte David mit großer Bestimmtheit, „das ist das Futteral, in welchem Thalheim seinen alten Schmuck hatte, ich kenne es!"

„Wenn auch!" rief der Alte, die Hände verzweiflungsvoll ringend. „Ich weiß nicht, wie es hierherkommt! Das ist Nebensache. Doch um Gotteswillen, sage Niemandem Etwas davon, wir — wir könnten in Untersuchung kommen. Wenn Du was sagst, so — so hänge ich mich auf, oder —" er machte mit der Hand eine Bewegung an den Hals, die einen schrecklichen Sinn hatte — „und mein Blut komme über Dich!"

Wie vom Schlag eines Hammers auf's Haupt getroffen wankte David in sein Schlafzimmer hinaus.

Es bedurfte keines Scharfsinns mehr, um zu folgern, daß der Gegenstand, den der Alte so eilig in die Tasche geschoben hatte, das Geschmeide Thalheim's war und daß der Alte während des Ausbrechens der darin befindlichen Edelsteine überrascht worden war.

„Gerechter Gott!" rief David, verzweifelnd die Hände zusammenschlagend, „mein Vater ein Dieb! Kuchinka unschuldig! Der Unschuldige vom Verbrecher angeklagt! Wie endet das? O hätte ich diese Nacht nie, nie erlebt! Ich bin unglücklich für's ganze Leben!"

Er that kein Auge mehr zu.

Achtes Kapitel.

Was im Gemüth des kleinen David vorgeht und was die Karten abermals sagen.

David's Stellung war eine der schrecklichsten, in welche ein Sohn seinem Vater gegenüber gerathen kann. Er konnte gar nicht zu sich kommen, keinen Gedanken fassen, an welchen er einen Haltepunkt gefunden hätte, um nicht unter der Last der nächtlichen Entdeckung zusammenzubrechen.

„So ist es wahr?“ rief er, „wirklich wahr, was rings Einige flüstern, Andere laut sagen? Meinem Vater wäre jedes Mittel recht, um zu Gelde zu kommen? Wucher — o ich mag die Namen alle nicht

aussprechen! Was wäre denn nicht wahr, da sich vor meinen eigenen Augen seine Habsucht bis zum Verbrechen verirrt! Was soll — was kann ich thun? Gegen ihn auftreten kann ich nicht, unmöglich!"

Seine Kräfte brachen bei dem Gedanken zusammen.

Der Morgen war längst da, die Stunde, in's Geschäft zu gehen, hatte längst geschlagen, der kleine David saß noch immer in seiner Stube, unangekleidet, quer über dem Bette. Die Schandthat seines Vaters hatte ihn gleichsam um den Verstand gebracht. „Betrug — Wucher — Diebstahl," murmelte er unzählige Male, endlich brachen alle Dämme seines Willens zusammen, der Sturm seiner Brust lös'te sich in thränenlosem Schluchzen, sein Haupt fiel bleischwer auf die untergebreiteten Arme.

So mochte er stundenlang dagelegen haben, endlich erhob er sich, verließ aber sein Zimmer nicht: er fürchtete die Zusammenkunft mit seinem Vater. Die Sonne blickte durch's Fenster und beschien die Blu-

menstöcke, mit denen es geziert, die Levkoien, den Rosenstock und die Balsaminen; drüben aus der Schlosserwerkstatt erscholl ein fröhliches Lied im Chor gesungen, die Hämmer schlugen den Tact dazu. Die ganze Welt schien glücklich und sorglos zu sein; nur dem kleinen David war es zu Muth, als habe sich fürderhin jede Freude von ihm abgekehrt . . .

Indeß mochte auch dem Alten unten die Begegnung mit seinem Sohne nicht angenehm sein, denn er ließ ihn nicht rufen, wiewohl er ihn gewiß im Laden nöthig hatte. Erst gegen Mittag trat der Vater bei seinem Sohne ein.

„Nun," sagte er bissig, „Du scheinst den heutigen Tag für einen hohen Feiertag zu halten, da Du nicht im Laden erscheinst? — Ich muß jetzt fort, es drängt, der Laden kann nicht gesperrt werden."

Der Alte wollte hinaus.

„Vater," rief ihm David nach, „wir haben noch viel zu ordnen, ehe ich den Laden betrete —"

„Dummes Zeug!“ rief der Alte, sich mit beiden Händen trotzig auf seinen Bambusstock stützend.

„Vater,“ hob David wieder an, „Kuchinka ist höchst ungerecht angeklagt. Wir, die ihn angeklagt haben, sind die Schuldigen —“

„Was schwätzest Du?“ fuhr ihn der Alte an. „Bist Du närrisch geworden?“

„Mir scheint vielmehr,“ gab der Sohn zur Antwort, „daß Dich das Gedächtniß verlassen hat. Ist es so lange her, daß wir uns dort“ — er wies auf's Nebenzimmer — „gesehen haben?“

„Du warst schlaftrunken,“ versetzte der Alte. „Wie von Sinnen — Du hast tolles Zeug geplaudert und Dinge gesehen, wie ein Kranker — wie ein Schlafwandler —“

„Das Futteral!“ rief David.

„Ja, das Futteral,“ höhnte der Greis. „Wo ist das Futteral? Such' es, bringe es, zeige es — dann wollen wir weiter reden. — Jetzt in den Laden!“

Er wollte gehen.

„Nein!“ rief David, ihn mit Gewalt zurückhaltend. „Du darfst nicht so fortgehen. — Ich lasse mich nicht so fortschicken. Ich habe nicht geträumt. Ich weiß, was ich gesehen. Ich muß, ehe ich mich abfertigen lasse, das Futteral wieder sehen, den Gegenstand, den Du so eilig in die Schlafrocktasche schobst, die ausgebrochenen Steine —“

„Was Du verlangst,“ versetzte der Alte, „wirst Du ja so wenig zu Gesicht bekommen, als ich! Jetzt sei still. Bedenke, daß Du durch Dein albernes Geplapper uns Alle in eine schlimme Geschichte hineinreiten kannst. Jetzt in den Laden, die Käufer warten nicht!“

„Vater!“ rief der Sohn, die Hände ringend. „Um's Himmelswillen beschwöre ich Dich! Ich glaube“ — seine Stimme stockte — „wir waren bis heute redliche Leute. — Bringe nicht über uns Alle Schmach und Unglück!“

Der Alte hörte ihn nicht mehr. Er war fort-

gestürzt, so eilig, als es eben seine gebrechlichen Beine erlaubten.

Der Sohn blieb in einem eigenthümlichen Gemüthszustande zurück. Er wußte wohl, daß die Scene der vergangenen Nacht keine Hallucination seiner Sinne gewesen sein könne und daß er gesehen, was er gesehen zu haben behauptete. Dennoch wollte er sich jetzt gern einreden, daß er sich selbst getäuscht habe, nur um seine Lage, die ihn zu erdrücken drohte, leichter zu ertragen. Das gelang ihm jedoch nur auf Augenblicke, so lange seine kindliche Pietät gleichsam blind gegen die Thatsachen sein wollte. Und wieder schien es ihm unmöglich, daß sich sein Vater eines so gemeinen Verbrechens schuldig gemacht habe. Da wollte es ihm ganz unlogisch erscheinen, daß ein so reicher Mann einen armen Teufel, wie der Pianist Thalheim war, bestehlen und den Diebstahl auf das Haupt eines Unschuldigen wälzen sollte. Aber der Trost, der aus solchen Betrachtungen hervorging, brach bald wieder in sich zusammen, und David be-

griff nicht, wie er an den Thatsachen hin- und herdeuten könne, die ihm in der schrecklichen Nacht von gestern vor die Augen getreten waren.

Verzweiflung überkam ihn. Er sah Kuchinka nach kürzerer oder längerer Untersuchungshaft frei ausgehen und dessen Rache durch eine höchst ungerechte Anklage gerechtfertigt, auf sein Haupt niederfallen. Doch war diese Furcht nur Nebensache, der entsetzlichen Möglichkeit gegenüber, daß die schlechte That seines Vaters entdeckt werden könne. Auf den letzteren Fall hatten sich alle Besorgnisse concentrirt. Da er den Frevel nicht ungeschehen machen konnte, blieb ihm schließlich nichts übrig, als zu wünschen, daß die Entdeckung ausbleiben möchte, denn anderswie ließ sich die Schmach von seiner ganzen Familie nicht mehr abwenden. Sein Vater selbst hatte ihm gesagt, daß Niemand mehr das Futteral zu Gesicht bekommen werde. Das hieß doch nur, daß er den Raub auf schlaue Weise in Sicherheit gebracht und von keinem irdischen Richter mehr etwas zu befürchten

habe. Dieser Trost war freilich schrecklich genug für Einen, der es immer mit der Ehrlichkeit gehalten, der keine Mitschuld an dem begangenen Verbrechen, im Gegentheil allen Abscheu vor demselben fühlte. Aber leider gab es keinen besseren Trost.

Als sich der Sohn wieder in seinen Laden begeben hatte, konnte sein Gemüth von allen Geschäftsarbeiten nicht zerstreut werden, weder an diesem noch an den folgenden Tagen, im Gegentheil, seine Stimmung machte ihn immer unfähiger, seinen Dienstpflichten nachzukommen. Ein traumhaftes Brüten überkam ihn mit immer stärkerer Macht. Jeden Augenblick wurde er von seinem Vater einer Nachlässigkeit überwiesen oder auf einer Irrung ertappt. Er fand sich nicht mehr im Einmaleins zurecht und hatte den Auftrag, der ihm jetzt eben ertheilt worden war, eine Minute darauf vergessen. Der Alte polterte, höhnte, tobte. David verschluckte seinen Aerger, nahm Alles hin. Der alte Mann wurde ihm unbegreiflich, der mit einem Fuß im Grabe, zudem mit

einer gefahrvollen Schuld beladen, solch' unbefangene Geschäftsruhe und solch' ruhigen Ueberblick behielt. Er wurde vor seinen Blicken gleichsam zu einer andern, fremden Gestalt.

Von nun an konnte David zu ganzen Stunden in tiefes Sinnen versinken. Ihm war's, als habe er jetzt den Schlüssel zu einem unterirdischen Gang, dem Unterbau eines ganzen Familienlebens gefunden und so abschreckend der Eintritt, so grauenhaft der Weg war, es lockte ihn immer wieder, da hinabzusteigen. Er ging zurück in seinen Erinnerungen und verstand jetzt erst so Vieles, was klug bemäntelt, tief versteckt war. Ein einziger Augenblick hatte ihm die Augen geöffnet.

Von seinem Vater ab, wendete sich sein Blick seiner Mutter zu, er zitterte einen Augenblick bei dem Gedanken, auch sie vor sich verwandelt zu sehen. Doch nein. Sie behielt ihre alten, ihre so trauten Züge! Er sah sie hülfreich, wohlthätig den Armen gegenüber, arm an Mitteln, gering an Geist, doch

immer Willens, das gut zu machen, was der Gatte verschuldet, immer Willens, das Unmögliche zu thun: ihn mit der Welt, die Welt mit ihm auszusöhnen. „Sie ahnt nichts!“ sagte er dann zu sich. „Erhalte ihr Gott noch lange, immer diese Unwissenheit! Ich allein trage es leichter. Mag sie es nie erfahren!“ Und nun konnte er Thränen weinen der Freude, daß er seine Mutter noch habe!

Was er nie gefühlt, erwachte in ihm. Wenn er Abends nach überstandener Plage des Tages auf seinem Zimmer saß — er ging nicht mehr aus — und die Klavierklänge aus Thalheim's Kämmerlein zu ihm herüberdrangen, wie verstand er, wie wünschte er sich die Kunst, der es verliehen ist, geheim und doch so verständlich der Welt einen Schmerz zu klagen. „Welch' wunderbare Kunst!“ sagte er zu sich. „Schmerz, Reue, selbst ein schuldbeladenes Gewissen kann sich in ihr ausklagen und verräth sich nicht! Mir brennt die Brust und ich muß schweigen, nichts kann heraus! Ich hab' nur Thränen.“

Wie spät, wie schwer erschließt sich ein Menschenherz! Bei manchem Menschen ist's, als wolle es sich gar nicht aufthun, da giebt ein Vorfall den Anlaß und ein Hammerschlag öffnet das Herz, freilich nicht ohne Wunden! David war schon dreißig Jahre alt und doch war ihm, als lebe er erst seit wenig Tagen, freilich nur für's Leid, für die Unruhe und Sorge. Ihm war, als habe er nur wie ein Knabe getändelt, in den Tag hineingelebt, ohne den furchtbaren Ernst des Lebens auch nur zu ahnen.

Und diese Empfindung machte ihn zu einem ganz andern Menschen. Es wirkt das Schicksal wie die Kunst. Die Kunst des Musikers nimmt ein Motiv, scheinbar trivial, und wendet es und kehrt es um und wirkt Wunder mit fünf, sechs Noten, wären es auch nur die Noten fallender Hammerschläge, die Noten der einfachsten Schalmei. Die Kunst des Malers ebenso! Sie nimmt — man denke an Rembrandt — irgend eine Tischlerwerkstätte mit den einfachsten Figuren: Meister, Weib und Kind, läßt einen Sonnen=

strahl hineinfallen und verklärt Alles, macht alles magisch, macht die Gemüther so tiefseelisch, daß wir nicht wissen, ist es noch der Tischler mit Weib und Kind oder eine heilige Familie? So auch das Schicksal. Es treibt Alchymie, Verwandlung der geringsten Stoffe in die köstlichsten.

Was kümmert's das Schicksal, ob ein Menschenbild klein, grotesk, voll lächerlicher Schwächen? Es hat eine Seele! Und diese Seele faßt es und öffnet und erweitert sie und läßt sie plötzlich fühlen, was sie nie gefühlt, Dinge, die über's Einzelleben hinausgehen: den Schmerz eines ganzen Geschlechts, einer ganzen Epoche! Es erwacht das Gewissen, eine Sehnsucht nach Reinigung, nach Erneuerung, ein unendliches Etwas! . . . Wer sieht das und staunt nicht über die Metamorphose! Wer wundert sich nicht über diese Welt im Kleinsten, Geringsten, und wie viel sich spiegeln kann in einem kleinen, kleinen Wassertropfen! Welches Farbenspiel an einem zerbrochenen Scherben!

Auch die schöne Rosi hatte indeß viel gelitten. Ihr Kummer wurde immer schwerer und drückender, je länger sich die Haft ihres Geliebten hinzog und je dunkler das Schicksal desselben blieb.

Eines Abends hatte sie sich die Erlaubniß erbeten, einen Ausgang zu machen. Als sie ihr gewährt wurde, flog sie über die Brücke, die Kleinseite, den Hradschin hinan. Die ihr jetzt wohlbekannte Wohnung der Kartenschlägerin war ihr Ziel. Rosi hatte das felsenfeste Vertrauen, daß die Sybille, deren Weissagung sich so rasch erfüllt, auch den ferneren Abschnitt der Zukunft, die den Liebenden bevorstand, überblicken und so zu sagen eine Lampe, dies dunkle Labyrinth zu durchwandern, anzünden könne.

Athemlos pochte sie bei der Alten an, athemlos trat sie ein und erzählte, wie sich alle Prophezeiungen tragisch erfüllt.

„O, Sie haben Recht gehabt," sagte sie, „ein alter Mann hat Unglück über uns gebracht! Wie Sie's gesagt, ist es gekommen. Tausendmal hab' ich

das seitdem bei Tag und Nacht ausgerufen, wenn ich über das Alles weinte und klagte! Ja, ich weiß jetzt, wer der Piquekönig ist. Der alte Lemberger ist's in unserm Hause. Wenn der geschwiegen hätte, wäre Niemand auf den Einfall gekommen, meinen Liebhaber für den Dieb des Schmuckes zu halten. Aber der Alte ist ein bösartiger Mensch, darüber ist alle Welt einig, überdies ist sein Sohn auch meinem Liebhaber feind, zwar nur wegen dummen Späßen, die sich Kuchinka gegen ihn erlaubt hat — aber was wollen Sie? Der junge Lemberger ist gereizt und hat vielleicht Ursache dazu, der wird seinen Vater nicht zurückgehalten, sondern wahrscheinlich angetrieben haben, dem Kuchinka zu schaden."

Die Wahrsagerin hörte mit scharf fixirenden Blicken das jammernde Mädchen an, erwiderte aber kein Wort. Erst als Rosi unter Weinen und Schluchzen zu Ende gekommen war, sagte die Sybille trocken:

„Worauf soll ich die Karten legen?"

„Das will ich Ihnen gleich sagen," gab Rosi,

plötzlich gefaßter als vorher zur Antwort. „Ich habe das Vertrauen, daß Sie uns helfen — daß Sie uns sagen werden, wer den Schmuck gestohlen hat oder wohin derselbe überhaupt gekommen, denn darauf kann ich schwören, daß Kuchinka unschuldig ist und ihm das blutigste Unrecht geschieht. Wenn er schuldig ist, dann will ich mit ihm auf demselben Pranger stehen und bei lebenslänglicher Zuchthausstrafe mein Dasein verbringen! Ich kenne ihn, ich weiß, das er unfähig ist, etwas so Schlechtes zu verüben! Legen Sie die Karte d'rauf: wer den Schmuck hat, sagen Sie mir, wer der Dieb ist, — ich will Sie bezahlen, wie eine Fürstin!"

Die Alte öffnete die Schublade, nahm das alte Spiel hervor, legte die Karten und begann nach einer Pause:

„Da sehen Sie es wieder! Der Piquekönig läßt vom Herzbuben nicht ab! Ihr Liebhaber wird noch viel Arges durchzumachen haben. — Ich habe Ihnen neulich gesagt, daß Ihr Liebhaber eine un-

angenehme Reise wird machen müssen — das war offenbar die Reise in den Kerker . . . Er ist beispiellos unglücklich, er grämt sich sehr, aber er denkt dabei Tag und Nacht an Sie und nur an Sie. — Sein einziger Trost ist, daß Sie ihn nicht für schuldig halten. — Ja, er ist sich keiner Schuld bewußt, sehen Sie: da ist Herzneun, Herzzehn, Herzaß — er ist unschuldig! — Hier dagegen — um den Piquekönig herum — liegen lauter desperate Blätter. Da sehen Sie: Piqueacht, Piqueneun und da oben vollends, grade über seinem Kopf, das Treffaß! Das sieht sehr verdächtig aus! . . . Ei, ei, das hätt' ich nicht geglaubt! Ich will vorsichtshalber die Karte noch mal legen."

Rosi lauschte mit verhaltenem Athem.

Als die Karten wieder gelegt worden waren, fuhr die Alte fort:

„Es ist so und nicht anders! Der Piquekönig, der böse alte Mann, ist der Dieb!"

„Mein Gott!" schrie Rosi auf, „der alte Lem-

berger? Man redet ihm freilich allerlei nach — aber er ist ein so reicher Mann —"

„Ob der alte Lemberger der Dieb ist," versetzte das alte Weib, „weiß ich nicht, das behaupte ich auch nicht, aber ein alter Mann ist der Dieb, ein Ihnen und Ihrem Liebhaber auffässiger Mensch. D'rauf verlassen Sie sich!"

Rosi hatte die Augen gedankenvoll gesenkt, sie erhob sie wieder und fragte mit großer Lebhaftigkeit:

„Wo steckt der Schmuck? Wie könnte man auf die Spur kommen?"

„Ja, liebes Kind," versetzte die Sybille. „Sie verlangen zu viel! Aber versuchen kann man es."

Sie mischte die Karten wieder zusammen und begann, nachdem sie sie gelegt:

„Der Schmuck liegt nicht auf einem einzigen Ort. Man wird ihn schwerlich mehr herbeischaffen

können. Sollte er sich auch finden, so wird er in einem Zustand sein, daß ihn sein eigener Besitzer nicht wiedererkennt —"

„Sie meinen," unterbrach Rosi, „er sei eingeschmolzen?"

„Das hab' ich nicht gesagt," gab die Alte zur Antwort. „Mehr, als die Karte sagt, weiß ich nicht. Die Karte spricht oft dunkel, zweideutig, d'rum ist's ein Orakel. Kurz und gut: Der Schmuck liegt schon weit, — sehr weit vom Piquekönig! Der hat nichts mehr zu fürchten! Die Karten, welche ihn von allen Seiten umgeben, sehen recht wie eine Bande Spitzbuben aus, von welchen Einer dem Andern hilft. — Unter diesen befindet sich der Schmuck. Da kommt wenig oder nichts heraus. — Die Leute sind schlau und pfiffig wie der Teufel. — Den Dieb des Schmuckes wird also kein Gensd'arm herausfinden, daran ist nicht zu denken. Wenn es eine Möglichkeit giebt, die Sache aufzudecken, so muß ein Spitzbube auftreten, der noch schlimmer ist, als jener, der

den Diebstahl begangen hat! Wird das nicht der Fall sein, so kommt es nicht heraus!"

Das Orakel, für welches Rosi herzlich dankte und gut zahlte, war nicht ohne Wirkung auf das gläubige Mädchengemüth geblieben.

Neuntes Kapitel.

Worin sich Rosi zu unbegründeten Injurien hinreißen läßt und doch dabei Recht hat.

Rosi hatte beinahe die ganze Nacht schlaflos verbracht. Sie hatte den Wortlaut der vernommenen Prophezeiungen überdacht, in ihrem Kopfe verarbeitet und er war ihr in Fleisch und Blut übergegangen. Natürlich hatte Alles, was die Kartenschlägerin in allgemeinen Aussprüchen kundgegeben, bei ihr eine bestimmte Gestalt und eine praktische Richtung angenommen.

Lemberger's Laden war am andern Morgen kaum geöffnet worden, als Rosi an der Thüre vorüberging,

um in der Nachbarschaft einzukaufen. David stand hinter den Scheiben und stierte sorgenvoll auf die Gasse hinaus. Rosi sah ihn und warf ihm einen so grimmigen Blick zu, daß er, wie zurückgeschleudert, bei Seite trat. Er meinte, sie gehe vorbei, aber die Thüre ging hinter ihm rasch auf; Rosi trat in größter Aufregung in den Laden.

Mit zornfunkelnden Augen und tiefgerötheten Wangen sah sie ihn eine Weile an.

Der Kleine blieb regungslos und sprachlos, sogar der alte Lemberger, der weiter hinten das Contobuch revidirte, spitzte die Ohren.

„Das hätt' ich nie geglaubt," fing Rosi, in heftigster Bewegung die Worte herausstoßend, an, „daß Sie so schlechte, so grundschlechte Leute sind! Ich habe freilich schon oft Allerlei gehört, habe es aber für Lüge und Verleumdung gehalten. Nun kömmt es doch heraus. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Man schreibt lange an, aber man rechnet zuletzt. Das Sprichwort wird sich an

Ihnen bewähren und Sie werden noch mehr Thränen vergießen als ich, wenn Sie nicht schon allen Schimpf und alle Schande gewohnt sind. Wenn es einen Gott giebt —"

Sie wurde von dem alten Lemberger, der inzwischen mit einem Lineal bewaffnet, herangekommen war, unterbrochen.

„Wirst Du das Maul halten, verrückte Person?" rief er, seine Waffe über dem Kopfe des Mädchens schwingend.

„Schlagen wollen Sie mich?" rief Rosi trotzig vortretend, wie um den Schlag zu empfangen statt ihn zu pariren. „Nehmen Sie lieber den Hammer, der hier auf dem Pult liegt, damit Sie auch noch ein Mörder werden, wenn es Ihnen nicht genug ist, ein ganz infamer Dieb zu sein!"

„Ich vergreife mich an ihr!" schrie der Alte, mit den Händen umherfahrend und mit beiden Füßen stampfend. „Ich vergreife mich an ihr, wenn Du sie nicht gleich hinauswirfst, David."

Der Sohn wäre aber bei'm besten Willen unfähig gewesen, sich des Auftrags zu entledigen, nicht etwa allein seiner schwächlichen, kleinen Figur wegen, sondern weil Rosi's Anklage ihm in alle Glieder gefahren war.

„Gut," rief Rosi, „werft mich hinaus, ich will mich nicht wehren, ich will es Euch leicht machen. Wenn Ihr es hier nicht hören wollt, dann will ich es Euch von der Straße aus zurufen: Ihr habt den Schmuck, Kuchinka ist unschuldig, und Eure Stunde wird schlagen! Jetzt habe ich Euch die Wahrheit gesagt, und jetzt könnt Ihr zum Advokaten gehen und mich verklagen!"

Sie fuhr zur Ladenthür hinaus.

„Das ist eine wahre Bestie!" rief der Alte. „Eine Furie!"

Der Sohn, ganz bleich, wollte reden, brachte aber nur einen Seufzer über die Lippen.

„Was machst Du für ein Armessündergesicht?" fuhr ihn der Alte an. „Was muß sich die Person

denken, wenn sie sieht, wie Du so kleinlaut dastehst und eher weinen, als auf sie loshauen möchtest? Oder hast Du gar irgend Etwas geplaudert? Ich will nicht hoffen —"

Bei diesem Worte ließ den Alten plötzlich alle Energie im Stich. Er wankte einem Stuhle zu und mußte sich niederlassen.

David stand noch eine Weile wie vernichtet da, endlich rief er:

„Das wird noch traurig enden! Ich habe es vorausgesagt! Schrecklich! Schrecklich! Schrecklich!"

Der Alte hatte seine Fassung wieder gewonnen.

„Was hast Du vorausgesagt?" rief er auf's bösartigste. „Dummes Zeug hast Du gleich von Anfang geschwätzt und dummes Zeug redest Du bis zu Ende. Wenn hier Etwas schlecht ausfällt, wird man es Deinem einfältigen Benehmen zu verdanken haben. Ein Simpel warst Du, ein Simpel bleibst Du. Aber mit Dir verliere ich nur meine Zeit. Es ist schon neun Uhr. Im Versatzamt werden die nicht aus-

gelöſ'ten Pfänder licitirt. Ich ſollte bereits dort ſein."

Der Alte verließ den Laden.

„Ich werde an meinem Vater ganz irre!" rief David, mit zuſammengeſchlagenen Händen auf- und abrennend. „Iſt es Verſtocktheit, iſt es die Unſchuld, die ihm ſolche Kraft verleiht? Daß er auf meine Stimme Nichts giebt, iſt natürlich, denn er weiß, ich muß ſchweigen — ſchweigen um ſeinetwegen und meinetwillen! Daß er aber taub bleibt, wenn die Warnungstöne ſchon von draußen an ihn herandringen, das iſt mir unbegreiflich! Er pocht offenbar darauf, daß der Schmuck nie wieder zum Vorſchein kommen und man ihm nichts beweiſen kann, ſomit die Strafe ausbleibt. Was die Leute munkeln, deuteln, iſt ihm gleichgiltig! Ich kann ihn nicht begreifen!"

Zehntes Kapitel.

Wie der Jom Kipur verläuft und welch merkwürdiger Fund gemacht wird.

Der „Versöhnungstag" war herangekommen. Am Vorbereitungstag, das heißt, am Abend zuvor, nimmt der Hausvater einen Hahn, die Hausfrau eine Henne, wenn sie gesegneten Leibes ist, ein Hühnchen und eine junge Henne unter den Arm und Beide beten in dieser Stellung mannigfache Gebete, besonders jenes, das mit den Worten „bene adam" anfängt. Wenn sie dann bei dem Worte „mazathi copher" angelangt sind, fassen sie den Hahn und die Henne, drehen ihnen dreimal den Kopf um und sprechen folgende

Worte: „Herr, dieser Hahn soll sein eine Verwechselung an meiner statt, er sei eine Aussöhnung für mich, dieser Hahn soll zu Tode gehen, damit mir Leben und Friede gebracht werde.“ Wo möglich muß der Hahn weiß sein, denn es heißt: „Sofern Deine Sünden blutroth sind, sollen sie weiß wie Schnee werden.“

Es ist selbstverständlich, daß der alte Lemberger und sein Weib, als orthodoxe, den alten Gebräuchen folgsame Juden, ihre Hühner nach allen Regeln des Talmud würgten, worauf sie diese „auslös'ten“, das heißt, so viel Geld als sie gekostet, den Armen schenkten, worauf diese Träger ihrer Sünden gerupft wurden, um nach vierundzwanzig Stunden bei einem frohen Mahle verspeis't zu werden.

Und nachdem sich nun der Alte, dem Gesetze gemäß, mit Frau und Sohn ausgesöhnt, das heißt, ihnen etwaige Beleidigungen abgebeten, begab er sich in die Altneuschule, um dort einen großen Theil der Nacht und den ganzen folgenden Tag bis Sonnenuntergang zuzubringen.

Es kann für den Freund abenteuerlicher Lokalfarbe wohl kaum etwas Interessanteres geben, als einen Gang in die Prager Judenstadt kurz vor dem Schluß des Versöhnungstages. Die schmalen, krummen, über alles Erdenkbare schmutzigen Gassen wimmeln ameisenartig von Menschen. Das Stimmengewirr ist außerordentlich. Die Losung, daß heute die Juden im Hemde auf der Straße herumlaufen, hat die Gassenjugend in die größte Aufregung versetzt und Neugierige schaarenweis herbeigelockt, so daß es äußerst schwer wird, bis in die Nähe der Synagogen zu dringen, deren die Prager Judenstadt dreiundzwanzig zählt, manche ganz versteckt in engen Gäßlein und Winkeln. Der Schein der siebenzinkigen Lampen kündigt uns schon von weitem ein Bethaus an. Wir gehen an dem „Tempel" vorüber, in welchem der sich mehr dem Zeitgeschmack accommodirende Theil der Gemeinde bei Orgelklang Choräle singt, während ganze Reihen von Equipagen draußen warten, und suchen lieber den Cultus in seiner unverwässerten prägnanten

Form auf. Auf einem Platze, der kaum ein Platz zu nennen, zwischen schwarzen zwei- und dreistöckigen Häusern, von denen manche elf bis zwölf Besitzer zählen, steht ein wunderlicher, pechschwarzer Bau von gothischer Struktur aus dem dreizehnten Jahrhundert: die Altneuschule, halb in die Erde gesunken. Unter dem Dache, das fast eben so hoch ist als der Bau selbst, soll der Golem liegen. Man steigt einige Stufen herab wie in ein Grabgewölbe und befindet sich in einem Raume, dessen Wände und Decke von glänzendem, festen Ruße starren. Begreiflich! Seit Jahrhunderten und Jahrhunderten haben hier Tausende von Wachskerzen gebrannt, aber die Wände durften nie getüncht werden, denn der Name Gottes war hier und dort angeschrieben, und den Namen Gottes soll man nicht auslöschen. Heute brennen sie wieder, diese Lichter, und beleuchten eine fast gespenstige Scene. Die Synagoge ist gedrängt voll, Mann steht an Mann, jeder vor einem Pulte, auf welchem zwei Lichter

brennen.*) Jeder hat ein Buch vor sich aufgeschlagen liegen. Jeder Verheirathete trägt auf dem Kopfe eine weiße, tafftene Mütze und hat ein Hemd über seinen Kleidern an: es ist die Sterbehaube, das Sterbehemd, das Geschenk, das er — seltsam genug — von seiner Braut am Hochzeitstag erhalten. Keiner hat seit vierundzwanzig Stunden Speise oder Trank über seine Lippen gebracht, Keiner hat sich waschen, oder nur den Finger in kaltes Wasser tauchen, oder den Mund ausspülen dürfen. Selbst Knaben über dreizehn, Mädchen über zwölf Jahr haben fasten müssen. Alle haben Stiefel und Schuhe ausgezogen; alte Leute, von denen manche die ganze vorige Nacht hier zugebracht, haben sich Stroh unter die Füße gelegt. Viele haben den Kopf ganz in den Betmantel gehüllt, daß man das Gesicht nicht sieht, die Gebetriemen sind um Arm und Hand gewickelt. Alle jammern und wehklagen, es ist wie eine große Orgie des Schmerzes!

*) Eins für sich, das andere für die verstorbenen Freunde, denn es heißt: „Du sollst den Herrn anbeten im Licht.“

Warum? Heute beschließt Gott endgültig, wo und wie im Laufe des Jahres ein Mensch enden soll. Jeder fleht, daß es nicht ihn treffe! Es sind endlose Schmerzensgesänge, die der Eine weiter führt, wenn sie der Andere fallen läßt, Gesänge des Jammers und der Zerknirschung, wie kein Christenohr draußen ähnliche gehört. Das geht seit vierundzwanzig Stunden so fort, Viele sind heiser und scheinen todtmüde. Der Vorsänger , Chasan, steht vor dem Gesetzkasten, in welchem die Gebetrollen liegen und liest etwas, unfähig mehr zu singen, was die Gemeinde bald laut, bald leise, immer wechselweise der Chasan, bald die Gemeinde wiederholt, ein unendliches Lamentoso! Keiner darf unbeweglich stehn, jeder muß sich beim Singen bücken und bewegen, denn es steht geschrieben: „Alle meine Gebeine müssen sagen, Herr, wo ist Deinesgleichen?“ Von Zeit zu Zeit hört man auf einem Horn blasen.

Endlich ist die Sonne herabgegangen, der „lange Tag“ ist zu Ende. Die Synagoge lichtet

sich. Die Männer ziehen ihre Stiefel an, setzen den Hut über die weiße Mütze, ziehen den Paletot über's Hemd, das jedoch unten noch heraussieht, und gehen, den zusammengerollten Gebetmantel unter dem Arm, fort. Draußen begrüßen sie ihre Frauen, die gleichzeitig aus der Frauenabtheilung des Gotteshauses, der sogenannten Weiberschule, hervorgekommen. Alles eilt nun heim, um nach vierundzwanzig Stunden ein Mahl zu halten und sich's bei Speise und Trank gütlich zu thun.

Aber des Mondes Scheibe blickt vom herbstlichen Himmel herab. Auf den Plätzen, das Gesicht gegen den Mond gewendet, bleiben noch, ihre zwei brennenden Lichter haltend, einzelne fromme, bärtige Hebräer stehen und beten aus einem Buche, das ihnen ein Glaubensgenosse hält, den Segen Lebhonnah, ein Willkommen des heraufsteigenden Lichtes.

Der kleine David, der sich seit der vorgestern stattgehabten Scene mit Rosi ganz krank fühlte, war den größten Theil des Jom Kipur zu Hause ge-

blieben. Er fühlte sich total unfähig, allen diesen religiösen Ceremonien nachzukommen und hatte den Hunger, der ihn grimmig zu plagen angefangen, am besten zu täuschen geglaubt, wenn er zu schlafen versuche. Damit seine Anwesenheit zu Hause bei den Eltern kein Aergerniß errege, hatte er sich im Laden ein Lager zurecht gemacht und sich dort versteckt. Nur Benjamin, der kleine Austräger, durch sein Alter vom Fasten dispensirt, wußte wo er war, und war beauftragt ihn zu wecken, sobald Jom Kipur zu Ende und die Rückkehr des Vaters zu erwarten sei.

Aber David schlief nicht. Die Erinnerung brachte ihm fortwährend Bilder aus der jüngsten Vergangenheit mit Bildern von heute seltsam gemischt, vor die Seele, er war im Geiste bald da bald dort. Er sah mit traumhaftem Sinne seinen Vater jetzt in der kleinen Kammer beim Schein der Lampe mit den Juwelen und Stahlwerkzeugen — jetzt wieder in der Synagoge mit dem Sterbekittel angethan, den Betmantel über dem Kopfe. Es war ihm unbegreiflich,

wie er es wage, mit einer verbrecherischen That beladen vor Gott zu treten.

Auf ein einfach geartetes Gemüth übt kaum Etwas eine erschreckendere Wirkung, als wenn es inne wird, wie streng religiöse Menschen vor einem Verbrechen nicht zurückschaudern. Sie sind geneigt, deren ganzes früheres Thun für Heuchelei und gotteslästerliche Lüge zu halten. Es braucht dies nicht zu sein. Religiosität und Moral sind getrennte Dinge und die Pünktlichkeit in Erfüllung von Satzungen ist etwas ganz Anderes, als ein Handeln gemäß dem Gewissen, das im Herzen spricht. Kirchliche Satzungen, äußerlich gegeben, leben traditionell fort und können befolgt werden, ohne daß der innere Mensch einen Antheil daran hat; Menschen ohne tieferes, inneres Leben erfüllen sie gewöhnlich am pünktlichsten. Das Gewissen hingegen, etwas ganz Innerliches, setzt eine edel angelegte Natur voraus, die mit dem Nebenmenschen Freud' und Leid mitempfindet. Zwar ist jede Religion von Hause aus Willens, eine Verbin-

dung mit der Moral herzustellen, aber mitten im Aufbau seiner Religionen sucht sich der Mensch durch eigenthümliche Schleichwege Raum für große und kleine Schlechtigkeiten zu schaffen. Die Ritualgesetze häufen sich immer peinlicher, je laxer die Moral; es scheint, als mache sich's der Mensch auf einer Seite recht schwer, damit er auf der andern seinen Egoismus entfesseln und seinen Leidenschaften freien Spielraum lassen könne. Der Orthodoxe, welcher Religion er auch angehöre, ist nebstdem immer überzeugt, daß er soviel Verdienste auf religiösem Gebiete habe, daß Gott ihm allerhand Sünden auf moralischem Gebiete gern nachsieht. Die Sophistik thut dann das Weitere. Ceremonien und Ablaßmittel sind ebensoviel Medicinen den innen nagenden Wurm herauszubefördern; die Schuld ist nur eine Befleckung, welche religiöse Reinigungsmittel, mögen sie nun Ohrenbeichte oder langer Tag heißen, abspülen können. So geht es lange fort durch Jahrhunderte, der Protestantismus erst appellirt an die Gesinnung und schafft alle Beruhigungsmittel ab.

Der alte Lemberger stand in seinen Betmantel eingehüllt da, überzeugt, daß, wenn er jedes Glied seines Körpers schüttle, er alle seine Schulden abwerfe und heil von Sünden in's neue Jahr hinübergehe. Er haspelte das gebräuchliche Sündenbekenntniß ab, das eigentlich nur ein recht erbärmlicher Sünder in den Mund nehmen möchte, und das also anhebt: „Wir haben Arges ersonnen in Lug und Trug und sind der Schuld und Sünde verfallen." Es war das Bekenntniß wie für ihn gemacht. Es hatte auch nach seiner Vorstellung die Macht, ihn ganz zu entsühnen, falls der Gott seiner Väter überhaupt einem so wohlverdienten Manne wegen einer Lappalie zürnen könne, wie die Unterschlagung eines Schmuckes war, dessen Werth der Besitzer nicht ahnte.

David, der Sohn, war von solcher Anschauung weit entfernt. Ein gewissenhaftes Handeln schien ihm etwas Besseres, als die Erfüllung aller Ritualgesetze, der Hehler einer Schuld zu sein, war ihm schrecklich; schrecklich auch der Gedanke, daß er fortan das Wort:

„Vater und Mutter sollst Du ehren,“ in seinem weitesten Sinn gefaßt, nur zur Hälfte mitsprechen könne ....

Weiter und weiter denkend erfüllte ihn das Auftreten Rosi's mit neuem Schrecken. Was war mit Rosi geschehen? Woher hatte sie den Muth, eine direkte Anklage gegen den Alten zu schleudern, dem sie sonst immer mit einer gewissen Scheu entgegengetreten, aber doch mit dem Respekt, den man dem Alter zu bezeugen gewohnt ist. Was konnte sie wissen? „Ach,“ dachte der Kleine, „meine Liebe, ja meine Schwärmerei für das Mädchen nimmt ein trauriges Ende! Einst im Scherz nannte ich sie Lilith. Lilith, die Verderberin, die so schön ist und doch alle Unglücksgeister in ihrem Gefolge hat! Vielleicht wird Rosi uns noch Alle verderben! O dies Jahr fängt schrecklich an.*) Ich koste das qualvolle Leben eines Verbrechers durch .....“

*) Mit dem Monat Tischri, auf dessen zehnten Tag das Versöhnungsfest fällt, beginnt das jüdische Jahr.

Da plötzlich hörte David aus dem oberen Stockwerk einen Lärm, wie von einem Zusammenlauf vieler Leute, ein Durcheinander von Stimmen, Auf- und Zumachen von Thüren. Bei dem gereizten Zustand seiner Nerven gerieth er in schreckliche Bewegung. Er sprang von seinem Lager empor, legte das Ohr an die Thüre und lauschte. Doch seine Angst stieg bis zur Convulsion des Entsetzens, als er aus dem Stimmengewirr die Worte: „Schmuck" und „Dieb" heraushörte. Seine Füße wollten ihm den Dienst versagen.

Da kam Jemand die Treppe herabgesprungen und klopfte laut an die Ladenthüre.

„Sie sollen gleich heraufkommen!" rief eine Stimme. Es war die des kleinen Benjamin.

„Was giebt's, was giebt's denn?" fragte David mit versagender Stimme.

„Sie werden sehen!"

„Dummer Junge! So sage doch, was es giebt?" fragte David in gereiztem Tone.

„Kommen Sie herauf! Der Schmuck ist gefunden!“ gab Benjamin, die Stiege hinaufrennend, zur Antwort, und David folgte ihm nach, langsam als ginge es zur Folter.

Unterdessen hatte sich oben Folgendes ereignet:

In dem geschlossenen Hausgange, der zu Lemberger's Wohnung gehörte, an die Küche grenzend, stand ein offener, aus Ziegeln gemauerter Heerd, uralter Construktion, mit einem sonderbaren, altmodischen Dach überwölbt. Dort war heute, in Abwesenheit Lemberger's und seiner Frau, der Rauchfang gekehrt worden, und der Kaminfeger Wawra, ein Freund und College Kuchinka's, hatte, als er durch den vom Heerd aus einmündenden Kamin bei der Verrichtung seiner Arbeit hinabfuhr, kaum einige Fuß über der unteren Mündung einen Stiefel entdeckt, der an einem Nagel hing. Als er diesen seltsamen Fund, unten angelangt, bei Tageslicht und in Gegenwart der Magd besichtigen wollte — es war seit

einigen Tagen statt des hübschen, jungen Mädchens, das früher bei Lemberger diente, ein häßliches, altes Weib eingetreten, — fiel aus dem Innern des Stiefels ein altes Etui heraus. Wawra säumte nicht, dieses zu öffnen und wie wuchs sein Erstaunen, als er darin einen alterthümlichen Schmuck erblickte! Da er über den im Hause verübten Diebstahl und das damit im Zusammenhange stehende Schicksal Kuchinka's unterrichtet war, zweifelte er keinen Augenblick, daß es der vermißte Schmuck sei, den er nun in den Händen habe. Er zweifelte aber auch nicht mehr daran, daß er einen für seinen Freund Kuchinka, den er bis dahin für unschuldig gehalten, verhängnißvollen Fund gethan. Der Umstand, daß sich das Corpus delicti im Rauchfang versteckt gefunden und daß Kuchinka der Letzte war, der vor einiger Zeit den Rauchfang gereinigt hatte, waren geeignet, nicht nur den Verdacht, der den Verhafteten ohnehin schwer drückte, zu verzehnfachen, sondern auch schlagende Indicienbeweise gegen ihn zu liefern.

Wawra hatte die Sensation, welche der Fund in ihm erregte, im Nu dem ganzen Hause mitgetheilt. Alles eilte herbei und wenige Minuten darauf gab es im Hause Niemanden mehr, welcher es noch gewagt hätte, eine Lanze für Kuchinka's Schuldlosigkeit zu brechen.

Inzwischen war der alte Lemberger, den Gebetmantel unter dem Arm, mit seinen Wachslichtstumpfen und dem Gebetbuche eingetreten. Sein Gesicht hatte einen beinahe heiteren Ausdruck. Er warf einen Blick über die versammelten Hausgenossen und fragte, nicht ungehalten wie gewöhnlich, was es gebe.

Man erzählte ihm den Vorfall und zeigte ihm den Schmuck. Nachdem er ihn lange geprüft und gemustert, äußerte er sich folgendermaßen:

„Ja, das ist der Schmuck Thalheim's. Das ist er! Ich kenne ihn. Es fehlt gar nichts daran. Der Dieb, der ihn dort im Kamin versteckt, hat glücklicher Weise keine Zeit gehabt, ihn weiter fortzubringen. Schade, daß Thalheim nicht da ist. Er

ist jetzt öfter von Prag abwesend, kömmt aber morgen sicher zurück. Er wird eine närrische Freude haben, nicht des Werths der Sache wegen, denn dieser ist sehr gering, aber dieser Halsschmuck ist das einzige Andenken, das er von seiner verstorbenen Mutter besitzt! Geben Sie das Ding her, Wawra, ich will es behalten, bis Thalheim kömmt und mit ihm das Weitere bei Gericht veranlassen."

„Das fällt mir nicht ein," versetzte Wawra. ‚Ich glaube, daß ich diese Halskette da dem Gericht zu übergeben habe. Das werde ich auch gleich thun, damit ich in keine Verantwortlichkeit komme."

Er nahm dem Alten den Schmuck, nach dem er bereits gegriffen, aus der Hand.

Da war nun der junge Lemberger herangetreten, zwar unendlich aufgeregt, aber nicht niedergeschlagen, eher muthig. Bei sich dachte er: „Mein Vater hat am Vorabend des heiligen Tages den Schmuck hergegeben und auf den Gedanken, ihn zu behalten, ver-

zichtet. Gedankt sei Gott, der seinen Sinn erweicht hat. Auf ihn kann nun kein Verdacht mehr fallen. Alles lös't sich wider Erwarten gut.

Wie es sich mit Kuchinka verhalte, ob sich die Schuldbeweise wirklich über dessen Haupte zusammenhäuften, darüber hatte er sich noch keine Meinung gebildet.

„Ja," sagte David, der ebenfalls den Schmuck geprüft hatte. „Es ist Thalheim's Schmuck. Ich kenne ihn, ich habe ihn oft gesehen. Er ist kennbar unter Tausenden."

Er athmete nach langer Zeit zum ersten Mal wieder leicht und frei auf. Von seiner Brust war eine Centnerlast gefallen.

Endlich hatten sich unter hundert Bemerkungen über den Kamin und den Fund die Leute verlaufen.

Lemberger und Sohn gingen in's Zimmer, wo der Tisch bereits festlich gedeckt war und die Schabbeslampe brannte.

„Wird sich Thalheim freuen!“ rief die Mutter, und eilte geschäftig hinaus.

Als Vater und Sohn allein waren sagte der Alte: „He? Wer ist der Dieb, Du Narr?“

David schwieg betroffen und beschämt, aber froh, daß es so gekommen. Er segnete im Geiste den Jom Kipur, der einen so glücklichen Ausgang herbeigeführt.

Elftes Kapitel.

Was zwei Juwelenkenner vor Gericht aussagen, wie Rosi ein Licht aus dem Kamin geht und sich der erste Theil der Weissagung erfüllt.

Rosi war blaß und starr vor Schreck in der Gruppe Derer gestanden, welche den Fund Wawra's anstaunten und besprachen.

Die Auffindung des Schmuckes war für sie ein furchtbarer Schlag. Das Mädchen war wie von Sinnen. Das Vertrauen auf die Redlichkeit ihres Liebhabers mußte endlich auch bei ihr wankend werden und der Glaube an seine Schuldlosigkeit, der ihr Trost in allem Leid gewesen, in sich zusammenstürzen.

„Ich hab' ihn verloren," sagte sie zu sich. „Ich will ihn nie mehr sehen. Wie man sich in Menschen täuschen kann! Doch ich war wie hirnverbrannt, eine rechte Thörin! Wahrlich, der muß allen Verstand verloren haben, der noch an das Kartenlegen glaubt," rief sie, die Weissagungen der alten Sybille im Geiste recapitulirend. „Ich ließ mich so aufhetzen, daß ich dem alten Lemberger ein schreiendes Unrecht that. Es geschähe mir ganz Recht, wenn er mich wegen Ehrenbeleidigung verklagte! O, die dummen Karten! Den Schmuck werde man nicht wiederfinden, sagte die Alte, oder nur in einem Zustande, daß man ihn nicht wiedererkennt! Das soll doch heißen, daß er verkauft oder schon eingeschmolzen ist! Siehe da, man findet ihn und zwar in demselben Zustand, in welchem er sich vor dem Diebstahl befand. Der böse alte Piquekönig! Unsinn! Alles, was das alte Weib gesprochen, ist zu Schanden geworden! Ich muß noch Gott und allen Heiligen danken,

daß mir über Kuchinka die Augen noch zu rechter Zeit geöffnet worden sind."

In dem Maße als Rosi über die Auffindung des Schmuckes unglücklich war, hatte sich der kleine Pianist Thalheim darüber gefreut! Das Andenken an seine Mutter, das ihm für keine Geldsumme feil war und das er nie wieder zu besitzen hoffen durfte, war wieder da.

Aber auch nach einer andern Richtung hin war die Wiederauffindung des Schmucks ein Glück für Thalheim. Das Geschmeide war für ihn wirklich ein Talisman gewesen, wenn auch in einer anderen Art, als es der zartbesaitete Musiker früher gedacht und zu seinem Freunde geäußert. Ein weltkundigeres Auge als das des kleinen Pianisten hätte bei den Schwiegereltern in spe wirklich eine merkwürdige Veränderung entdecken müssen, nachdem sie von dem Verlust, den Thalheim erlitten, in Kenntniß gesetzt worden waren. Selbst die Braut war recht nachdenklich und minder freundlich geworden. Der Schwie-

gervater hatte einmal bei einer Anwesenheit in Prag das Geschmeide gesehen und dabei die Augen ganz seltsam aufgerissen. Seitdem waren des Kleinen Besuche in Beraun weit besser aufgenommen worden. Und diese Besichtigung der Juwelen sollte — seltsam genug — auf dem neuen Wendepunkt der Dinge bedeutungsvoll werden . . . .

Schon am nächsten Tage vor den Untersuchungsrichter geladen, eilte Thalheim mit freudeklopfendem Herzen auf's Amt, um dort sein theures Erbstück wiederzusehen und in Empfang zu nehmen.

„Ja, das ist es!" rief er, sobald er nur das Etui erblickte, das der Untersuchungsrichter ihm vorlegte.

„Ja, das ist der Halsschmuck meiner guten Mutter!" rief er mit strahlendem Gesichte, als er den ersten Blick darauf geworfen.

Plötzlich verfinsterten sich alle seine Mienen und nahmen den Ausdruck des Schreckens an, während seine

Hände den Schmuck mit ängstlicher Hast nach allen Seiten wendeten.

„Mein Gott,“ stammelte er, „sehe ich recht? Doch leider, ich sehe nur zu gut — es ist mit dem Schmucke etwas vorgegangen. Die Perle hier in der Mitte, ist ausgetauscht! Es war eine orientalische Perle, so viel werth als alles Uebrige!“

„Welche Beweise haben Sie?“ fragte der Untersuchungsrichter, „daß Sie sich nicht täuschen?“

„Ich habe keine Beweise,“ versetzte Thalheim, „aber ich habe das Geschmeide tausendmal im Leben angesehen und kenne es so genau! . . . Ich kann beschwören, daß diese Perle eine andere ist, daß sie den Glanz der vorigen nicht hat, doch ich weiß nicht, woran es fehlt, denn ich bin kein Kenner, aber ich kann mich auf Leute berufen, welche Sachverständige sind und den Schmuck seiner Zeit gesehen und taxirt haben.“

„Auf welche Leute können Sie sich berufen?“ fragte der Richter.

„Auf den Antiquar Lemberger. Das ist ein großer Kenner von Juwelen. Dann auf den Handelsmann Helwig in Beraun. Diesen habe ich vor zwei Monaten eigens zu mir gebeten, daß er das Geschmeide abschätze. Er ist ein Sachverständiger in diesem Artikel.“

Der Untersuchungsrichter ließ sofort die Genannten vorladen. Helwig war der Schwiegervater in spe.

Der alte Lemberger war der erste erschienen und gab folgendes Gutachten ab:

„Der Schmuck ist genau in dem Zustande, in welchem ich ihn gesehen, als ich ihn Herrn Thalheim vor einem Jahre abkaufen wollte. Ich bot ihm dreihundert Gulden und gebe sie ihm heute noch.“

„Halten Sie die Perle für ungefälscht?“ fragte der Richter.

„Meine Antwort darauf ist bereits ertheilt,“ versetzte der Antiquar. „Es ist die Perle von ehedem. Das Aussehen derselben ist freilich ein klein wenig anders, gelb angehaucht, so daß der Glanz

etwas leidet, aber das kommt vermuthlich von dem Rauche, welchem sie im Kamin ausgesetzt war."

„Nein, nein, das ist die Perle nicht!" rief Thalheim auf das Entschiedenste.

In diesem Augenblicke trat Helwig ein. Er hatte keine Ahnung, warum er nach Prag vor die Gerichtsschranken gefordert worden sei.

„Erinnern Sie sich, diesen Schmuck schon einmal gesehen zu haben?" fragte der Richter.

„Allerdings. Dieser Herr — er zeigte auf Thalheim — legte mir unlängst denselben vor. Doch was sehe ich — es ist derselbe Schmuck, und doch nicht derselbe! Die Perle in der Mitte ist entschieden falsch. Als ich sie vor einigen Wochen taxirte, habe ich sie auf zwei- bis dreihundert Gulden geschätzt, der Größe und ihres Glanzes wegen. Doch sie konnte auch noch einen größeren Werth haben. Diese hier ist nachgemacht und einen Gulden werth."

„Können Sie Ihre Aussage beeidigen?" fragte der Richter.

„Unbedenklich," erwiderte Helwig. „Ich kann aber mit gutem Gewissen noch mehr sagen," fuhr er, die Augen auf den Schmuck fixirt, fort. Diese zwei Steine zu beiden Seiten der Perle sind auch vertauscht! Es waren zwei Rubinen — diese Steine sind Glas. Sehr feurig zwar und doch Glas!"

Hier erfolgte ein erbitterter, sich immerfort steigernder Streit zwischen den beiden Fachmännern, wobei jeder seine Ansicht hartnäckig vertheidigte, bis zwei herbeigerufene gerichtliche Schätzer herbeigekommen waren. Sie traten ohne Zögern und unbedingt auf Helwig's Seite.

Mit diesem Verhör war Kuchinka's Prozeß in eine ganz neue Phase getreten, welche ferneren Entwickelungen eine ungeahnte Perspektive eröffnete. Es schien sich ein Gewitter über des alten Lemberger Haupt heraufzuziehen.

Spät Abends am selben Tage ging Rosi über den Altstädter Ring, um einen Einkauf zu besorgen.

Sie war noch immer auf's tiefste niedergedrückt und hatte keine Ahnung, daß die Wahrsagerin doch Recht gehabt, als sie sagte, der Schmuck werde in seinem früheren Zustande nicht zum Vorschein kommen.

Da traf sie Babette, das Mädchen, das Kuchinka einst aus dem Feuer gerettet, und rief sie an.

„Obwohl wir in einem Hause leben," sagte Rosi, „hab' ich Dich schon, Gott weiß wie lange, nicht gesehen —"

„Das glaub' ich wohl," fiel ihr Babette in's Wort. „Mittwoch werden es schon zehn Tage, daß ich bei'm alten Lemberger nicht mehr in Diensten bin. Es ging so eilig, daß ich Dir nicht Lebewohl sagen konnte."

„Wie kommt's, daß Du fort bist?" fragte Rosi sehr erstaunt, „so plötzlich, vor dem Ziele?"

Ich bin," erwiderte Babette, „halb freiwillig, halb gezwungen gegangen. Ich bin aber herzlich

froh, daß es geschehen ist. Ich habe jetzt eine sehr brave Herrschaft. Dabei ist das Angenehme für mich, daß ich auf der Kleinseite wohne. Du weißt, daß mein Liebhaber Artillerist ist. Der hat jetzt aus der Kaserne nur einen Katzensprung zu mir. Das ist doch sehr angenehm —“

„Ja, ja, die heilige Barbara ist die Schutzpatronin der Artilleristen und so mußt Du wohl schon einen Kanonier haben! Das liegt im Namen,“ sagte Rosi lächelnd. „Doch sprich — Du bist wohl fortgezogen, weil der alte Lemberger auch gegen Dich einen Verdacht in Betreff des gestohlenen Schmuckes ausgesprochen?“ —

„Nein Rosi,“ versetzte Babette ganz harmlos. „Da kann ich mich nicht beklagen! Da ist er mir mit keiner Silbe, mit keiner Miene nahe getreten! Ich kann ihn gar nicht leiden, aber man muß gerecht sein —“

„Nun,“ warf Rosi hin, „ähnlich sähe es ihm —“

„Nein, nein," sagte Babette rasch, „es ist nicht der Fall. Es ist was Anderes. Du glaubst gar nicht, wie schwer es ein Dienstbote in diesem Hause hat. Der Sohn und die Frau sind brav, der Alte aber, der macht Einem das Leben den ganzen Tag sauer. Das ewige Zanken und besonders das ewige Nachspioniren! Bei Tag und Nacht stöbert er im Hause herum, guckt in jeden Topf, visitirt jeden Kasten. Holst Du Holz aus der Kammer, so schaut er gewiß aus irgend einer Ecke zu, ob nichts nebenaus geschleppt wird. Kurz, er treibt es auf solche Art, daß es sich ein redlicher Mensch nicht lange gefallen lassen kann. Hör' einmal, wie weit das geht und was er für Einfälle hat, um die Leute zu belauschen! Du wirst Dich wundern! Du wirst aber auch begreifen, warum ich gleich meine Siebensachen zusammengepackt habe und meiner Wege gegangen bin. Es war nach Tisch — Mittwoch werden es vierzehn Tage sein — wie ich Dir schon gesagt. Ich wußte, daß heute

Niemand zu Hause sein werde und sagte meinem Liebsten, daß er zu mir kommen könne, was mir streng verboten war. Einmal hatte ihn der Alte — nur auf der Treppe — mit mir stehend gefunden, was hat es da für ein Donnerwetter gesetzt! Kurz, ich nahm meinen Liebsten zu mir herauf, und da ich wußte, daß Alles fort war, machte ich Kaffee und wir tranken ihn in unserem Vorhause, damit wir herabsehen könnten, falls irgend Jemand unverhofft heraufkommen sollte. Denke einmal! Wir sind in der besten Unterhaltung — ich läugne nicht, daß ich auch allerhand Ausstellungen über meine Herrschaft machte und auch manches bissige Wort über den alten Herrn sprach — da entsteht ein Geräusch im Kamin dicht neben uns, gleich darauf rumpelt es, ein Mensch purzelt herunter und wie wir zu unserem Schrecken sehen, ist es der alte Lemberger, der auf den offenen Heerd herabgefallen ist, daß die Asche ringsumherstäubt!“

„Was sagst Du?“ rief Rosi zusammenfahrend,

Babette krampfhaft am Arme fassend, ohne daß sich diese die Aufwallung ihrer Freundin erklären konnte.

„Der Alte," fuhr Babette fort, „hatte dort eine kleine Leiter aufgestellt und war auf derselben, unter dem Dach des Heerdes versteckt, heimlich gestanden, um zu belauschen, was ich wohl thun werde, wenn ich im Hause allein zu sein glaube. Denke Dir die Schlauheit, das Mißtrauen! sie waren leider diesmal nicht ungerechtfertigt — wahrscheinlich sind wir zu lange dagesessen und der Alte, schon schwach auf den Beinen, wie Du wissen kannst — wird ausgerutscht und hinabgetaumelt sein. Nun, Schaden hat er sich nicht gethan und jetzt begreifst Du, wie wir auseinander gekommen."

„Babette!" rief Rosi, zu einer wilden Freude überspringend, indem sie die entlassene Kollegin umarmte, „in dem Kamin hat man gestern den Schmuck gefunden! Ich glaube, daß Ihr Beide den Alten überrascht habt, als er dort seinen Raub aufhing, um die falsche Anklage gegen

Kuchinka zu begründen. So ist's und nicht anders. Welche Teufelsbosheit! Sage kein Wort über die Sache, morgen in aller Frühe gebe ich Alles bei Gericht an!"

Zwölftes Kapitel:

Wie der zweite Theil der Weissagung in Erfüllung geht.

Die gerichtliche Untersuchung hatte inzwischen bald konstatirt, daß die Perle und die zwei Rubine des Halsgeschmeides geraubt und durch ein ordinäres Surrogat ersetzt worden seien. Es war eben so klar geworden, daß bei dieser Fälschung eine kunsterfahrene Hand mitgewirkt, die es verstanden habe, dem alterthümlichen Gegenstande sein eigenthümliches Rococcoaussehen wiederzugeben, so daß die frische Arbeit für jedes Laienauge unkenntlich blieb. Alle diese Umstände waren geeignet, dem Richter einen neuen Ge-

sichtskreis zu schaffen, und es war unvermeidlich, den alten Lemberger einer näheren Betrachtung zu würdigen.

Von dem Letzteren war es bekannt, daß er mit alten Juwelen Geschäfte treibe, und es mußte an und für sich auffallen, daß er der einzige unter allen Fachmännern sein sollte, der sich von den ausgewechselten Steinen täuschen lasse und behaupte, daß sich der Schmuck unverändert in seinem früheren Zustand befinde. Ueberdies genoß er keines besonders guten Rufes. Wenngleich ihm kein Vergehen nachzuweisen war, so stand es fest, daß sein geschäftsmännisches Gewissen nicht von zartester Beschaffenheit sei. Als aber noch zur Kenntniß des Gerichtshofs kam, daß der Alte kurz nach der Verhaftung Kuchinka's von Babette und deren Liebhaber, der gleichfalls vernommen wurde, im Kamin gesehen worden war, hatten sich soviel gravirende Anzeigen zusammengehäuft, daß das Gericht nur klugheitshalber zögerte, seine Verhaftung zu bewirken. Man ließ die Sache scheinbar

ruhen, während die geheimen Polizeiorgane im Stillen die äußerste Thätigkeit entwickelten, um bei der Sorte von Käufern, mit welchen der alte Lemberger bei seinem Juwelenhandel in Verbindung stand, mit aller Schlauheit Nachforschungen zu machen. Ein frühzeitiger Allarm hätte diese Leute gewarnt, denn das Gericht sah ein, daß der Alte ohne diese Beweismittel trotz gegründeten Verdachts nicht zu verurtheilen sei, außer wenn er ein Geständniß ablegte, was jedoch von seinem Charakter gewiß nicht zu erwarten war.

Der alte Lemberger lebte indeß in gewohnter Art fort und es war ihm nicht anzumerken, daß er ein Damoklesschwert über seinem kahlen Haupte schweben sehe. Es fiel nur auf, daß er weniger als sonst schlafe, etwas blässer aussehe, und daß seine Hand etwas mehr als gewöhnlich zittere, wenn er einen Schlüssel in's Schlüsselloch bringen sollte, oder zu Mittag die Suppe mit dem großen Schöpflöffel austheilte . . . . . Sein Appetit blieb gleich, sein

Humor war der alte, gleich bissig und höhnisch; auch änderte er gar nichts an seiner Lebensweise. Als das Lauberhüttenfest kam, schmückte er seine Stube in gewohnter Art und schien sich daran zu erfreuen.

Lachend sagte er einmal in dieser Zeit, als er von einem Geschäftsgange in seinen Laden zurückkehrte, zu seinem Sohne:

„Die dumme Polizei! So oft ich seit einigen Tagen ausgehe, folgt mir ein Mensch, so ein „Vertrauter", auf Schritt und Tritt. Da kann ich freilich keinen verdächtigen Gang machen, wenn ein geheimer Polizist mich hinten am Rockschooß hält!"

Dem Sohne ward angst und bange bei dieser Rede, es überlief ihn kalt bis in den Rücken hinab. Es war nicht sowohl Furcht vor der noch drohenden Gefahr, es war Entsetzen vor dem in seinem Vater hausenden Dämon, der, so zu sagen, die Zähne immer grimmiger gegen die Welt fletschte. Wieder gemahnte es ihn an jene Nacht, wo es ihm geschienen als ernähre sein Vater in seinem Innern ein reißen=

des Thier, das ihm nur ein wenig Ruhe ließ, wenn es sich sattgefressen, ihn bald aber wieder mit fürchterlicher Begierde quäle .....

Nicht lange darauf, als eben der Alte in seiner Wohnung allein war, trat bei ihm ein zwar altersschwaches, aber sehr lebendiges Männchen ein.

Es war der bereits wiederholt genannte Weissenberg, seines Zeichens ein „Tandler", mit welchem der alte Lemberger seit mehr als dreißig Jahren allerhand Geschäftsverbindungen hatte.

„Guten Morgen, lieber Weissenberg," rief ihm Lemberger cordial entgegen. „Sie sehen prächtig aus. Ja, ja, wir bleiben die Alten! Wir sind aus gutem Stoff. Setzen Sie sich. Was bringen Sie?"

„Mich führt eine sehr unangenehme Geschichte her," gab Weissenberg, sich hinter den Ohren kratzend, zur Antwort. „Ich hätte es von Ihnen nie geglaubt, daß Sie mich in eine solche Verlegenheit bringen können."

„In wiefern in Verlegenheit?" fragte der Alte

unruhig. „Sie werden doch vorsichtig gewesen sein?“

„Was heißt Vorsicht?“ rief Weissenberg vorwurfsvoll. „Davon war nicht die Rede. Ich habe Ihnen die Perle und die zwei Rubine abgekauft und sie so bezahlt, wie wenn sie redlich erworben gewesen wären.“

„Sie zweifeln, daß sie es sind?“ versetzte Lemberger. „Warum zweifeln Sie?“

„Warum?“ rief Weissenberg höhnisch. „Sie werden doch wohl auch wissen, was bald alle Spatzen auf dem Dache pfeifen werden?“

„Hat Ihr Verstand gelitten?“ versetzte Lemberger unerschrocken. „Ich habe die Sachen von einem Unbekannten gekauft und wieder Ihnen verkauft, verkaufen Sie sie weiter. Haben Sie Gerüchte gehört, daß hier ein Diebstahl begangen worden, so schreiben Sie sich das hinter's Ohr, und sehen Sie zu, daß Sie die Waare an einen sicheren Kunden weiter schaffen. Mich geht es nichts weiter an.“

„So?“ rief Weissenberg, „das will ich sehen! Ich habe Ihnen fünfzehnhundert Gulden gegeben, da frage ich Sie nun: ist es billig, ist es freundschaftlich, mir eine so verdächtige Waare anzuhängen? Unter solchen Verhältnissen zahlt man andere Preise. Jetzt habe ich den Schaden! Ich kann die Sache noch lange und lange nicht ohne Gefahr zu laufen, losschlagen, und es ist die Frage noch, ob ich nicht komme um mein Geld?“

„Sei'n sie still,“ versetzte Lemberger, „ich habe Ihnen auch schon abgekauft allerlei, was nicht hätte verkauft werden können in der Stadt!“

„In diesem Fall,“ versetzte Freund Weissenberg, „werde ich den Preis danach gemacht haben. Und das ist es, was ich jetzt von Ihnen zu verlangen komme. Sie müssen mir fünfhundert Gulden zurückzahlen! Fünfhundert Gulden!“

„Nicht einen Heller!“ schrie Lemberger, mit einer Kraft, als wenn er strangulirt werden sollte. „Das ist nicht schön von Ihnen, so tritt man nicht auf

gegen einen alten Geschäftsbruder! Da hätte ich Ihnen, bei Gott, mehr Ehre zugetraut!"

„Und ich Ihnen," gab Weissenberg bissig zur Antwort. „Hier handelt es sich vorerst aber nicht um meine oder Ihre Ehre, sondern hier handelt es sich um fünfhundert Gulden. Ich habe zu viel bezahlt!"

Er zog ein ledernes Beutelchen heraus und legte die Perle nebst den zwei Rubinen auf den Tisch.

„Großer Himmel!" rief Lemberger, „was bringen Sie mir da? Was legen Sie mir da unter die Augen? Können Sie sich nicht denken, daß ich beobachtet werde? Wissen Sie nicht, daß man Ihnen nachgehen kann, wenn Sie sich von hier entfernen? Die gemeine Erpressung, die Sie an mir verüben, kann uns Beiden schreckliche Früchte tragen!"

Er gerieth ganz außer sich, Hände und Füße fingen zu zittern an, er fiel in den Lehnstuhl.

„Desto schlimmer," schrie Weissenberg, von der drohenden Gefahr überrascht. „Falle ich in's Loch, so sind Sie es, der mir die Falle gelegt hat!

Ich mag nichts mehr wissen von der Perle und den zwei Rubinen. Ich mache rückgängig den Kauf! Ich lasse hier die Sache, aber ich entferne mich nicht, bis Sie mir gezahlt haben mein Geld!"

„Da, da!" ächzte der Alte, und es gelang ihm kaum mit aller Anstrengung an die Kasse zu kriechen und das Geld auszuzahlen.

Der Geschäftsfreund strich die Summe ein und sagte mit freundlichen Mienen:

„Aber ein kleines Reugeld muß ich doch auch erhalten für meine Sorgen und schlaflosen Nächte. Das versteht sich! Nur hundert Gulden!"

Des Alten Auge schoß Feuer und Flammen, aber seine Stimme versagte, er war vorerst kaum im Stande zu lallen. Endlich kam seine Wuth zu Wort:

„Sie benehmen sich gegen mich," rief er, „wie ein Straßenräuber gegen einen wehrlosen Wanderer. Ich weise Ihnen ein gutes Geschäft zu und Sie benutzen die Umstände, mir das Fell zu ziehen über die Ohren! Sie sind der größte Spitzbube auf der

Welt, jedenfalls — jedenfalls — ein größerer — als ich selbst!

Er sank zusammen.

In diesem Augenblick wurde die Thürklingel draußen ungewöhnlich stark angezogen. Was bedeutete das? Lemberger that einen Griff nach den Steinen, als ob er sie zum Munde führen und verschlucken wollte, Weissenberg fuhr zurück, als ob er in Lemberger einen Pestkranken vor sich habe. Doch der Alte brachte die Steine nur bis an den Rand der Zähne. Der Schreck hatte ihm die Augen weit aufgerissen, — er ließ die Steine wieder auf den Tisch fallen, er wollte etwas sagen, — seine Hände griffen bald starr in der Luft umher — bald ballten sie sich wieder krampfhaft, — er that einen Seufzer und sank rücklings mit heftigem Fall zu Boden . . . .

Ein Nervenschlag hatte ihn getödtet.

Weissenberg, von Entsetzen gepackt, stürzte zur Thüre hinaus, um sich aus dem Staube zu machen.

Es war jedoch nur David, der heraufgekommen war, um eine dringende Frage, die das Geschäft betraf, an den Vater zu richten. Als er Weissenberg herausstürzen sah mit entstellten Mienen, ahnte er das Schrecklichste und drang vorwärts. Er sah den Alten auf den Dielen liegen, auf dem Tische blitzten die verhängnißvollen Rubine nebst der Perle. Alles, Alles ward ihm klar, was in der verschlossenen Stube vorgegangen sein mußte, und mit einem lauten Schrei warf er sich neben dem entseelten Körper nieder.

„Boruch dojen emet! Boruch attoh adonai eloheinu melech hoolem hatobh vehametib!" „Gelobet sei, der mit Wahrheit richtet! Gelobet seist Du, Herr, unser Gott, König der Welt, der da gut ist und barmherzig!" murmelte er mit bebenden Lippen.

Kaum eine Stunde nach dem Tode des Alten erschien die Chobharah Keduschah, die heilige Gesellschaft, bestimmt, mit den Todten umzugehen, sie zu waschen und über ihr Haupt die Eier auszu-

klopfen.*) Eben hatte man dem Todten das Habit angezogen, welches er bei Lebzeiten am Versöhnungstag angehabt, als ein Polizeicommissär eintrat. Er sollte die Haussuchung leiten und Abraham Lemberger in Haft nehmen. Indeß hatte die That selbst den Schuldigen gerichtet, die Untersuchung ergab nichts.

Am folgenden Tage fand das Begräbniß statt.

David saß noch auf der Erde, ungekämmt, ungewaschen, neben sich das Licht, das durch sieben Tage brennen muß, ein Glas Wasser und ein Handtuch,**) als Thalheim in's Zimmer eintrat und erzählte, daß er in seiner Toilettenschublade die Perle und die zwei Edelsteine gefunden David erwiderte nichts. Er

---

*) Man nimmt Eier, bricht sie auf und reibt Kopf und Gesicht des Todten damit ein, welches soviel bedeuten soll: „Gleichwie ein Ei rund sei, also gehe auch der Tod bei allen Menschen herum. Siehe Maimon in Hilch. Obhel. IV. 1.

**) Das Glas Wasser, damit der Engel des Todes sein Schwert darin abwaschen, das Handtuch, damit er es abtrocknen könne. Aus eben dieser Ursache pflegen die Juden, sobald Einer verstorben, im ganzen Hause, ja in der ganzen Nachbarschaft,

hatte alles heimlich hingelegt und Thalheim vermochte nicht zu behaupten, ob nicht die Gegenstände schon lange dort gelegen sein mochten, wiewohl er die genannte Schublade, in welcher allerlei Kleinigkeiten lagen, mehrmals des Tages zu öffnen pflegte.

Als alle diese Umstände zur Kunde des Gerichts kamen, wurde Kuchinka, das Opfer eines unglücklichen Verdachts, sofort als unschuldig entlassen.

David, von der Rückkehr seines Feindes in Kenntniß gesetzt, war voll Unruhe, daß das Ungeheuer sich an ihm rächen werde. Doch es kam anders, allen Voraussetzungen entgegen! Kuchinka war seit seiner Verhaftung nicht mehr der alte, auf Narrenspossen versessene Kumpan. Sein fröhlicher Uebermuth war

---

wenn nämlich keine Christen dazwischen wohnen, alles Wasser auszugießen, weil der Engel des Todes sein blutiges Schwert in irgend einem Gefäß könne abgewaschen haben, wodurch das Wasser verunreinigt und angesteckt werden würde. Sie citiren darüber Moses 4, 20.: „Und Miriam starb daselbst und ward daselbst begraben und die Gemeinde hatte kein Wasser.“ (Sepher-Minhagim. Fol. 13. 2.)

dahin. Der Kleine begegnete ihm mehrmals auf der Stiege, Kuchinka jedoch setzte jedesmal seinen Weg ruhig weiter.

„Fürchte Dich nicht, Kleiner," sagte der Kaminfeger einmal, als ihm David wieder mit erschrockener Miene ausweichen wollte. „Ich mache Dich nicht mehr schwarz. Ich thue es nicht mehr, seitdem ich weiß, wie Du und Dein Alter es verstehen, die Leute anzuschwärzen!"

„Mein Vater ist todt," sagte der Kleine mit tonloser Stimme — „und ich —"

Er eilte die Treppe hinauf, um nichts weiter sagen zu müssen.

Dreizehntes Kapitel.

Handelt vom Ende der alten und dem Anfang einer neuen Generation.

Es war nach den ersten vierzehn Tagen, welche die schweren Trauertage (Schiwe) heißen, als der kleine David den ersten Blick warf in die Koffer und Kisten, die ihm fortan gehörten. Er fuhr erschrocken zurück! Welche Welt von Dingen, die er bei Lebzeiten seines Vaters nie gesehen, von Dingen, denen man es ansah, daß sie Erbstücke, verfallene Pfänder. Hier gab's ganze Säcklein mit Henkeldukaten, große Säcke mit Pathenthalern, silberne und goldene Tabaksdosen, Busennadeln, Korallenschnüre, Ohrgehänge, ganze

Stücke Leinwand, Shawls und Seidenstoffe bunt durcheinander. Er fürchtete sich weiterzukramen, er fürchtete sich vor dem, was er weiter finden werde. Es war ihm wie ein schrecklicher Traum, daß er nun reich war, reich zu Hunderttausenden, während er bisher so ärmlich gelebt! Muthlos und wie gebrochen blieb er neben den Koffern auf einem Stuhl sitzen.

Und nun erwachten Stimmen in des Kleinen Brust, und diese Stimmen riefen unaufhörlich: „Fort von hier! Fort aus dieser Stätte des Grauens, des Unflaths! Deine Hände sind so schmutzig geworden vom Geldzählen — wasche sie! Brich mit der Vergangenheit, zieh' fort aus dieser mephitischen Luft! Es werde endlich Licht in Deinem Leben!"

So erfaßte ihn ein unabläſſiges Sehnen, loszukommen aus der Finsterniß und der Enge, in der er gefangen gesessen.

„Ja, zieh' in's Weite!" rief es in ihm. „Des Vaters Grab ist bestellt. Die Mutter, die gute, greise Dulderin, nimm mit Dir. Sühne, sühne! Aber

wie? Wo sind die Verkürzten, die Betroffenen? Es wird sich finden. Es wird sich finden. Fort! Fort!"

Es war eine der ersten Handlungen des Kleinen, daß er dem kleinen Pianisten Thalheim, unter dem Namen eines väterlichen Legats, eine Summe einhändigte, die ihn seinen Sorgen enthob, ferner, daß er Rosi eine bedeutende Summe als Aussteuer schenkte. Die große Schuld, die sein Vater an dem Liebespaar begangen, konnte damit nicht gesühnt werden, aber es erleichterte doch des Kleinen Herz, als er von Rosi's Mund hörte, sie nehme das Geschenk dankbar an.

Nicht lange darauf heirathete Kuchinka das Mädchen seiner Liebe und zog auf's Land.

Auch der Kleine verließ bald darauf den Schauplatz seiner traurigen Erinnerungen, und zog fort, Niemand wußte wohin, er selbst wußte es eigentlich ebensowenig, denn er war nie gereis't, kannte die Welt nicht.

So blieb er jahrelang verschollen, bis endlich ein

Brief an Thalheim's Adresse ankam und Aufschlüsse brachte, eine Geldsumme und die Einladung, den Freund in seiner Heimath zu besuchen. Wer war nun glücklicher als Thalheim? Er reis'te ab und wir folgen seinen Schritten.

Fern von Prag, in einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands, bewohnt ein kleiner Mann mit einer kleinen Frau und wunderhübschen Kindern ein schmuckes Haus vor dem Thore. Ein Garten umgiebt es, ein Weinberg stößt daran und steigt mit wohlgepflegten grünen Terrassen in die Höhe. Der Blick dessen, der dort wandelt, schweift frei über den Fluß, der sich in sanfter Biegung durch die grüne Ebene zieht, und die Eisenbahnlinie, die längs den Abhängen der Weinberge hinläuft. Man übersieht auch den größten Theil der Stadt mit ihren weißen Häusern und rothen Dächern, aus deren Mitte, als einziger Ueberrest der Vorzeit, zwei schwarze Thurmspitzen und der Giebel der Domkirche emporragen.

Hier wohnt David Lemberger auf dem Gütchen,

das er selbst bebaut. Er lebt sehr zurückgezogen, kömmt wenig in die Stadt, ist aber heiter und glücklich und genießt als ein braver und bescheidener Mann die Achtung Aller, die ihn kennen.

Es war an einem Tage im September, als sich die Freunde wieder fanden. Sie saßen in der Geisblattlaube, durch deren grüne Gehänge die Abendsonne blickte, vor sich das Bild der freundlichsten Gegend.

„Bist Du es wirklich?" fragte Thalheim, dem Freunde tief in die Augen sehend, „mir ist es wie ein Traum, daß ich bei Dir bin, und doch so fern von der Heimath, hier, wo Alles so anders. Wie ist es Dir immer ergangen?"

„Nicht immer gut," erwiderte Lemberger. „Erst nach längeren Irrfahrten habe ich diesen hübschen Punkt aufgefunden und Trauriges ging vorher an mir vorüber. Du weißt wie es mich aus Prag forttrieb. Mich widerte der Schacher an. Mir war,

als riefe mich eine Stimme in die Ferne. Meine Mutter —"

„Ach ja, Deine Mutter," rief Thalheim, „ich sehe sie nicht bei Dir —"

„Sie ist nicht mehr," erwiderte der Kleine mit gedämpfter Stimme. „Doch höre. Meine Mutter gab meinen Bitten nach und ging mit mir fort. Sie war ja gewohnt, zu thun, was sie mir an den Augen absah. Mir war wohl in der Fremde, der Gedanke einer Rückkehr mir schrecklich. Aber ihr war ganz anders zu Muthe! Mein Gott, zu spät habe ich es eingesehen, daß ihr war, wie einem Baume, den man aus seinem heimathlichen Boden herausgerissen und hatte verpflanzen wollen mit seinen alten Wurzeln. Wo sie keine Glaubensgenossen hatte, war sie so fremd! Sie blieb allen ihren alten Sitten getreu, mit Speisen, Kleidern, gesonderten Töpfen, dem ganzen alten, verwitterten Kram. Daran hing ihr Herz. Ich dagegen hatte indeß mein Weib gefunden; wollte und konnte nicht heim. O, erst jetzt verstehe ich

manchen Seufzer meiner Mutter, manches Wort! Sie sehnte sich heim, in ihr altes Judenviertel, in den Schatten der alten Synagogen. So kränkelte sie, welkte und starb."

„Gott hab' sie selig! Sie war eine brave Frau!" sagte Thalheim, sich eine Thräne aus den Augen wischend. „Wie hätte ich mich, armer Kunstjünger, durch die Welt gefochten, ohne ihre Hülfe! Nun, nun, die Mütter gehen hin, die Kinder kommen —," fügte er wie zur Tröstuug hinzu, auf die Kleinen zeigend, die nebenan tobten und schrien.

„Und Du," fragte Lemberger, „bist noch immer unverheirathet?"

„Noch immer," erwiderte der Kleine. „Mir ist es seltsam ergangen. Du wirst Dich noch des Geschmeides erinnern, das bei dem Brande verloren ging und dann mit falschen Steinen wieder zum Vorschein kam? Wie es sich damit verhielt, ist mir noch immer nicht klar. Aber denke Dir, wie verhängnißvoll mir die Sache geworden! Als sich die

Steine als falsch erwiesen hatten, da hatten sich auch Mädchen und Schwiegerpapa ganz verändert. So verblendet ich war, zuletzt mußten mir doch die Augen darüber aufgehen. Es hat mir viel Kummer gemacht; nun, es ist überwunden! Das Geschmeide war doch ein Talisman, wenn auch in anderer Art als ich's gedacht und hat mich verhindert, einen dummen Streich zu machen. Oft und oft habe ich des alten Spruchs gedacht: mit Edelsteinen kannst Du das Menschenherz prüfen."

„Wohl wahr!" sagte Lemberger und fuhr mit der Hand über die Stirn, als ob er alte Erinnerungen verscheuchen wollte. „Doch es wird kühl, die Sonne geht unter, laß' uns in's Zimmer gehn. Dort mußt Du Dich an's Klavier setzen und mir alle Deine Compositionen vorspielen. Warst Du doch von jeher der Sänger, der mir mit seinem Saitenspiel den Trübsinn verscheuchte. Komm, komm!...."

Eine Woche später hatte der kleine Pianist den so lange gesuchten Verleger für seine Compositionen

gefunden und sogar die Aufforderung erhalten, in der benachbarten Residenz ein Concert zu geben. Er war glücklich, überglücklich und segnete die „Reise in's Ausland“, die ihm mit einem Male eine neue Zukunft zu öffnen schien. Alles war froh, nur die Kinder waren traurig, daß sie den Freund, den sie so schnell lieb gewonnen hatten, wieder verlieren sollten.

Am Abend, ehe Thalheim von Lemberger schied, nahm er die Kleinen noch einmal auf den Schooß, streichelte ihr Haar und küßte sie. Den Vater rührte das, er sagte zu seinem Freunde von ehedem:

„Ja, die werden es besser haben als wir es gehabt. Ihnen wird es Niemand ansehen, daß es Sprößlinge eines eingewanderten, verpflanzten, lange gedrückten Stammes! Richte uns Niemand zu hart ob unserer Fehler, unsern Schwächen und Gebrechen. Wir sind Produkte unserer Zeit, unserer Erziehung, — Produkte einer Jahrtausende alten Religion, zum Theil Krüppel an Leib und Geist. Dir, Thalheim öffnete die Kunst schon frühe ihre Welt und erschloß

Deinen Gesichtskreis, aber wie ging es mir? In welchen Ansichten ward ich erzogen, mit welchen Dingen wurde mir der Kopf angefüllt? Nach meines Vaters Meinung waren wir noch das Volk, um dessentwillen die Welt steht, um dessentwillen die Sonne auf- und untergeht, das Volk, dem, wie die Rabbiner lehren, die Weltherrschaft zugedacht ist. Seltsamer Hochmuth! Seltsame Prätension! Ich denke jetzt ganz anders als früher und die Folge davon ist, daß ich meine Kinder in ein christliches Pensionat schicke. Ja, es ist an uns, den ersten Schritt zu thun, die Absperrung aufzugeben, es ist an uns, uns mit dem Volke zu verschmelzen, in dessen Mitte wir leben. Wir müssen den Dünkel aufgeben, ein Volk für sich sein zu wollen, vollends ein auserwähltes. Und sieh', wir leben in einer regsamen Zeit, da hat ein Jeglicher, und sei er der Geringste, eine Mission. Sie ist die: Wir sollen das, was Lebendiges und Kräftiges in der Zeit ist, aus ihr ziehen und das, was abgestorben und verdorben

an ihr, vergraben! Und schon viel Todtes ist begraben, viel nah' dem Versinken. Und über den Gräbern wandelt ein neues Geschlecht, ein Geschlecht, das aufrecht geht, nicht kriechend mehr wie das alte und an den Mauern hinschleichend — eine neue Generation ..."

Der kleine Lemberger spricht oft von dieser neuen Generation. Manche lachen ihn aus, wenn er auf diesem Punkte angelangt ist, denn er weiß es nicht klar zu machen, was er darunter versteht. Wer aber seine Vergangenheit kennte, der wüßte auch, daß er sich darunter etwas Bestimmtes denkt, dem wäre es mit einem Mal klar, was er darunter meint.

* * *

Und nun höre ich wohl noch die Frage, was es in unserer Geschichte für eine Bewandtniß mit der Kartenlegerin gehabt, deren Weissagungen in allen Punkten Recht behalten haben? Ich kann da nichts erklären. Wie die Sache sich zugetragen, so habe ich sie erzählt. Dem Poeten käme es am wenigsten zu,

das Wunderbare, wenn er es irgendwo findet, aufzulösen. Die Kunst liebt das Halbdunkel, sie führt gern in's Reich der Ahnungen. Giebt es Somnambulen, seltene Individuen, die unter Umständen das Abwesende, Zugedeckte, Entfernte sehen können? Der Beweis für ihre Existenz ist nicht zu führen, aber ebensowenig der Beweis ihrer Nichtexistenz. Wer sich um derlei Dinge nie bekümmert, spricht am schnellsten über sie ab, nennt sie Thorheit. Wer aber aufmerksam das innere Leben beachtet, ist oft vor dem Unbegreiflichen gestanden.

Ende.

